Biblioteka
U.M.K.
Toruń
010714
II
1782

Hg 90

Bibliothek

der

Geschichte der Menschheit.

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Dritter Band.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1782.

ELBLĄSKA BIBLIOTEKA
6350
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
010717

Fortsetzung und Beschluß
der Beschreibung von Guinea.

Achter Abschnitt.

Bewohner der Sclavenküste.

Zweites Kapitel.

Von den Einwohnern des Königreichs Ardrah.

I. Von der Beschaffenheit des Landes, und den Gebäuden.

Ardrah ist ein großes und stark bevölkertes Königreich, wenn man die Länder mit darunter begreift, die ihm unterworfen sind. Aber es ist von den Europäern nicht genug besuchet, daß man seine Grenzen gewiß wissen könnte. Gegen die See zu ist es schmal, und erstreckt sich von Whidah bis Benin; weiter in dem Lande hinein aber bekommt es eine ansehnliche Breite.

Die Luft dieses Landes ist für die Europäer höchst ungesund, indem kaum fünfe von vierzig, die sich daselbst niederlassen, dem

Tode entgehen; welches aber auch vielleicht ihrer Unvorsichtigkeit zuzuschreiben seyn mag, oder weil sie sich des Abends vor dem Mehlthau nicht genug in Acht nehmen. Denn die Eingebohrnen sind munter und erreichen ein hohes Alter; nur die Kinderblattern reissen eine große Anzal von ihnen weg.

Das Land ist ganz flach und eben; der Erdboden fruchtbar, mit vielem Gesträuche bedeckt, an einigen Orten waldig, und mit angenehmen Thälern untermischt. Es bringt indianischen Weizen, Hirse, Ignames, Potatos, Orangen, Limonien, Kokosnüsse, Palmwein und Salz im Ueberflusse hervor. Das leztere wird in niedrigen sumpfigen Gründen gemacht, wohin die Einwohner von den Suramo Inseln kommen, und es in ihre Canoes laden.

Das Königreich Ardrah ist allenthalben mit bequemen Straßen, und schmalen, aber sehr tiefen, Flüssen, versehen, welche zur Fortbringung der Kaufmannswaaren sehr nützlich sind. Ob es gleich um die Hauptstadt Assem herum viele Pferde giebt; so braucht man sie doch nur für die Reiterei des Königs. Denn die gemeine Art zu reisen ist

hier,

hier, wie in Whidah, auf Hamaken, oder Hangmatten, welche von Trägern getragen werden. Die Europäer sind genöthigt, des Nachts zu reisen, um zu verhüten, daß sie das Land nicht betrachten können; wo sie sich nicht in Gesellschaft des Prinzen oder eines andern angesehenen Mannes befinden. Aber auch alsdann werden sie einen großen Umweg durch Nebenstraßen, und niemals durch Städte geführet.

Die Erdbeschreibung von Ardrah ist sehr unvollkommen, weil den Europäern wenig Städte, und diese nur nahe an der Seeküste, bekannt sind. Die erste, welche vorkommt, ist Foulaon. Sie ist die Hauptstadt von Torri. Die Eingebohrnen sind meistentheils Ackersleute, welche den Fremden Lebensmittel verkaufen, oder wie ihre Nachbarn von Groß-Popo vom Raube leben.

Das Land Torri ist ein kleiner Staat, welcher Ardrah nicht unterworfen ist, ohngefehr vier Seemeilen im Umfange hat, und gegen Morgen zwischen Whidah, gegen Abend zwischen Klein Ardrah liegt.

Der nächste merkwürdige Ort an der Küste ist la Praya, von einigen Klein Ardrah oder der Hafen von Klein Ardrah genannt. Von der Straße von Whidah bis hieher erstreckt sich die Küste bis auf neun Seemeilen, und macht ein niedriges flaches Land aus, welches an vielen Orten waldig ist. Nur gegen Praya zu steigt das Gestade etwas in die Höhe, und hat drei schmale Hügel, einen neben den andern, wie eine Art Vorgebirge oder Spitze.

Ferner sind die Städte Offra und Jakin merkwürdig. Die leztere nimmt funfzehn hundert Klaftern Landes ein, und wird aus einer dicken und festen aus Leimen zubereiteten Mauer umschlossen. Groß Foro, ein großer Flecken, liegt zwischen Offra und Assem.

Assem oder Agem, wie es die Schwarzen, oder Groß Ardrah, wie es die Europäer gemeiniglich nennen, ist der ordentliche Sitz der Könige von Ardrah. Er liegt sechszehn Seemeilen in das Land hinein, nach Nordwesten hin von Klein Ardrah, und es geht eine weitläuftige Straße von einem Orte zu dem andern. Die Schwarzen sagen, diese

Stadt

Stadt habe neun englische Meilen im Umkreise, indem die Straßen außerordentlich breit, und die Häuser von einander abgesondert gebauet sind, um der Feuersgefahr zuvorzukommen. Man geht durch vier große Thore hinein, und die Mauern der Stadt, obgleich nur von Erde, sind dennoch sehr hoch und breit. Diese Erde, oder dieser Leimen ist von einer röthlichen Farbe, und hält wol zusammen, indem er so glatt und fest als Gips ist, obgleich kein Kalk darunter gemischt wird. Diese Thore sind nicht eins dem andern entgegen gesetzet. Jede Mauer hat einen tiefen und breiten Graben, die aber auf der inwendigen Seite der Mauer sind. Ueber diese Graben geht man auf fliegenden Brücken, welche bei Gelegenheit geschwind weggenommen werden können. Die Seitenpfosten ihrer Thore sind große und wol in einander gefügte Pfähle. Ueber jedem Thore ist eine Stube für den Thorwärter, und inwendig von jeder Seite Gallerien, die statt der Wachthäuser dienen, und wo Soldaten, die mit Säbeln und Musketen bewaffnet waren, in einer Linie aufzogen, als ein Gesandter der französischen westindischen Kom-

panie durchging. Zwischen jedem Graben und der Mauer ist ein breiter Raum, der statt des Weges dient, von einem Thore und einer Brücke zu der andern zu kommen. Die Mauern sind von der Erde aufgebauet, die man aus den Gräben genommen hat. Die Flügel an den Thoren sind in und auswendig mit verschiedenen Ochsenhäuten bedeckt, welche an einander gelegt, und mit Nägeln festgemacht sind. Denn dies ist hier zu Lande hinreichend, den Streichen einer Axt zu widerstehen, die etwa zu ihrer Aufreißung gebraucht werden könnte.

Die eine Hälfte von Assem ist von dem Eufrates umgeben, der ihr statt eines Grabens dienet. Auf dieser Seite ist auch die Mauer einfach, und weder so hoch, noch so dick, als die übrigen. Die Stadt hat nur ein einziges Thor, ob sie gleich von einem erstaunlichen Umfange ist. Dies kömmt daher, weil eine jede Familie einen großen Theil Landes besitzt. Es hat den Vorzug vor Sabi, daß die Gebäude mehr regelmäßig, und in Straßen geleitet sind, welche rein gehalten werden, und weder Gruben noch andere Unbequemlichkeiten haben. Und ob man

gleich wenig Frauen auf den Straßen zu sehen bekommt; so sind sie dem ohnerachtet voll von Volke.

Die Häuser sind alle von fettem Leimen gebauet, und ihre Mauern gemeiniglich ohngefehr drei Fuß dick, mit Stroh gedeckt, und nicht besser mit Hausgeräthe versehen, als in den andern Theilen von Guinea; das ist, nur mit solchem Hausgeräthe und Gütern, die zur höchsten Nothdurft gehören. Die Häuser des Königs sind in dieser Rücksicht nicht prächtiger, als die übrigen; außer daß er einige damastene Armstühle hat, welche ihm ehemals von den Europäern sind geschenkt worden.

Der Palast des Königs ist von einem grossen Umfange. Er besteht aus großen Höfen, und ist mit bedeckten Gängen umgeben, über welchen die Zimmer liegen. Die Fenster sind wegen der Hitze schmal und enge. In einigen Zimmern sind die Böden mit türkischen Tapeten belegt, in andern nur mit Decken. In jeder Stube ist ein einziger Armstuhl, nebst einer großen Menge Küssen, die mit Seidenzeuge, oder Brokade überzogen sind. Es sind auch Tische, spanische Wände,

indianische und japanische Schreibekästchen, und andere Kisten, nebst japanischem Porzellane darin. Die Fenster haben kein Glas, sondern nur weißes Tuch in den Rahmen, und taffendene Vorhänge.

Die Gärten sind geräumig, und in lange gerade Gänge getheilt, welche von dicken buschigten Bäumen, von verschiedener Gattung, sowol zum Schatten, als zur Nutzung gemacht sind. An einigen Orten sind Rabatten, die mit Thimian ausgelegt, und voller Blumen sind. Unter diesen sind Lilien von dreierlei Farben, deren Blätter dünner und länger, und deren Geruch angenehmer und nicht so stark ist, als der europäischen ihrer.

Der König hat zwei große Paläste in der Stadt; einen, worin er wohnt, und einen andern, der auf den Fall einer Feuersgefahr in Bereitschaft gehalten wird. Beide werden von einer Art von Walle von Erde umschlossen, der fünf Fuß dick und dem gleich ist, welcher die Stadt umgiebt. Die Gebäude sind von Leimen, und mit Stroh bedeckt. In der allgemeinen Verwüstung, welche Ardrah überwältigte, wurde die Stadt

Assem, nachdem sie von dem Könige von Dahome im Jahre 1724 erobert war, dem Erdboden gleich gemacht.

Ardrah hat viele Städte und Flecken, die, wie die Hauptstadt, mit Mauern von Leimen umgeben sind. Die andern Städte und Flecken, die nicht eingeschlossen sind, liegen an Oertern, die die Natur befestiget hat.

Es giebt verschiedene öffentliche Märkte durch das ganze Land; besonders ist einer zu Ba, wegen des Salzes. Dies wird von Jayo und Ba auf Kähnen nach dem Lande Ulkami geschickt, und von da wird es weiter ins Land hinein nach den entferntern Orten gebracht.

II. Von den Einwohnern, ihrer Kleidung, Heirathen, Handel ꝛc.

Das Volk in Ardrah ist nur sehr wenig von dem in Whidah, in seinen Sitten, in der Staatskunst und Religion verschieden. Ihre Kleidung besteht in fünf oder sechs kostbaren Kleidern, die im Lande gemacht, und über einander gezogen sind. Einige davon sind mit Goldfaden geziert, welche entweder

hinein-

hineingeflochten oder gewebt sind, und sehr hübsch aussehen.

Der Adel, und andere vom ersten Range, haben gemeiniglich einen kurzen Mantel über ihre Schultern, und unter demselben seidene oder indianische Chinze, die um sie herum gewickelt sind, nebst feinen baumwollenen Hemden, welche im Lande gemacht werden.

Der König von Ardrah hat gewöhnlich, nach persischer Mode, zwei Unterröcke an, von denen der eine länger, als der andere, ist; zuweilen auch eine seidene Binde, wie ein Degengehenke, nebst einer Art von einer verbrämten Haube, welche auf seinen Rücken herabhängt, und unter dieser eine kleine Krone von schwarzem Holze, welches einen angenehmen Geruch von sich giebt. In der einen Hand hält er eine Art von Peitsche, deren Griff sehr artig gearbeitet ist.

Die Frauenspersonen übertreffen hier die Mannspersonen in ihrem Putze. Die von Stande tragen gemeiniglich feine gemalte indianische baumwollene Hemden, weiße chinesische Taffende, nebst kostbaren seidenen und leinwandenen Umschlägen.

Beide Geschlechter sind sehr sorgfältig, ihre Leiber, Morgens und Abends, in klarem Wasser zu waschen, und sie mit Zibethe zu salben; vornemlich die verheiratheten Frauenzimmer, welche allen Fleiß anwenden, ihren Männern zu gefallen, weil sie wissen, daß diese höchst üppig sind.

Die Einwohner von Ardrah bereiten aus ihrem Brodtkorne, wie die auf der Goldküste, entweder Kuchen oder Kankis. Sie braten ihre Ignames entweder auf Kohlen, oder kochen sie mit Butter, die sie zu machen wissen. Statt der gemeinen Speise bedienen sie sich des Reißes, der Hülsenfrüchte, Kräuter und Wurzeln, wie auch des Rindfleisches und Hundefleisches; ferner des Geflügels, welches sie mit Reiße zubereiten. Und alle diese Eßwaaren nennen sie, ohne Unterschied, Kade.

Ihr ordentlicher Trank ist, wie auf der Goldküste, das Bier Pitow. Dieses Bier ist, wenn es mit Wasser vermischt wird, ein ziemlich gutes Getränke; an sich selbst aber ist es schädlich, und verursachet heftige Leibschmerzen. Es hat auch den Fehler, daß es gar zu geschwind sauer wird, und sich

nicht

nicht von einem Orte zum andern bringen läßt.

Die Männer nehmen hier, wie in andern Theilen von Guinea, so viel Frauen, als sie wollen. Des Königs vornehmste Frau hat den Titel, Königinn, nebst dem Vorzuge, daß sie, im Fall seine Majestät ihr etwas abschlägt, dessen sie benöthigt ist, einige von seinen andern Frauen verkaufen kann, ihren Mangel zu ersetzen. Und dieser Fall hat sich oft zugetragen. Die meisten von dem Adel in Ardrah heirathen junge Frauenzimmer von Stande, nicht über acht oder zehn Jahr alt; aber sie vollziehen die Ehe nicht eher, als bis sie dieselben einige Jahre, als Dienerinnen, ganz nackend gehalten haben. Wenn sie dann die Zeit, ihnen beizuwohnen, festgesetzt haben; so bekleiden sie sie mit einem Stücke Leinwand, oder einem kurzen Ueberrocke.

Ihre Heirathen werden, außer der gemeinschaftlichen Einwilligung der Eltern, auf beiden Seiten, ohne alle weitere Ceremonien geschlossen. Der Bräutigam beschenket seine Braut nur gemeiniglich mit zwei oder drei Kleidern, und muß ihre Eltern mit acht oder

zehn

zehn Kannen Pikow bewirthen, und die Freunde dazu einladen. Alsdann erkläret er gegen die ganze Gesellschaft, daß er das Frauenzimmer in der Würde seiner ersten und vornehmsten Frau annehme. Weil auch hier weder auf Geburt noch Güter gesehen wird; so kann der geringste Mann ein Frauenzimmer von dem höchsten Stande verlangen.

Die Frauen in Ardrah sind überhaupt nicht sonderlich fruchtbar, und man findet sehr selten eine, die drei oder vier Kinder hat. Die Frauen der vornehmen Männer sind jederzeit sehr ehrerbietig und stille in ihrer Gegenwart. Wenn ihnen ihre Ehemänner befehlen, sich vor einem Fremden sehen zu lassen; so sitzen sie gemeiniglich alle zusammen auf Decken, an dem einen Ende des Zimmers, und fangen, wenn es ihnen geheißen wird, freimüthig an zu singen, und schlagen mit zwei kleinen Stöcken an eine kleine Klocke, die das gewöhnlichste musikalische Instrument bey ihnen ist, ordentlich den Takt dazu. Wenn es sich zuträgt, daß eine Frau Zwillinge zur Welt bringt; so schließen sie daraus, daß sie des Ehebruchs schuldig sein müsse; denn sie halten es für

unmög-

unmöglich, daß sie auf einmal zwei Kinder von einem Manne haben könne.

Die Frauen sind hier, wie auf dem ganzen übrigen Theile dieser heißen Küste, der Unzucht sehr ergeben. Sie werden auch nicht durch die Furcht der Sclaverei abgeschreckt, ihrer Neigung gegen die Ausländer ein Genüge zu thun, wenn sie nur eine Gelegenheit dazu antreffen können. Sie zwingen sich allezeit, selbst in ihren Gebehrden und in ihrer Aufführung, frech und geil zu erscheinen. Auch die Männer stellen, ohnerachtet der großen Anzal ihrer Frauen, den Frauen und Töchtern anderer Männer nach. Jedoch sind die von dem obersten Range hierin etwas eingezogener, und sehr sorgfältig, ihre Frauen zu hüten, daß sie nicht von ihren Landesleuten, oder den Europäern, gesehen werden. Davon sind jedoch die ausgenommen, die sie hochschätzen, und deren Enthaltsamkeit ihnen bekannt ist.

Die Einwohner an der Seeseite beschäftigen sich insgesamt mit dem Fischen, Salzsieden, und Handeln; und das Volk weiter im Lande hinein, mit dem Ackerbau. Sie bauen das Erdreich mit ihren Händen, eben

so

so wie die in Whidah thun, welches eine sehr beschwerliche und mühsame Arbeit ist.

Was ihre Sprache betrifft, so reden sie lieber die Ulkamische, welche sie ihrer eigenen weit vorziehen, weil sie, nach ihrer Meinung, weit zierlicher und angenehmer ist.

Sie gehen sehr wenig von den Schwarzen auf der Goldküste, in der Art, ihre Todten zu begraben, ab, ausser in diesem besondern Umstande, daß dort die Anverwandten des Verstorbenen das Leichentuch, in welchem der Leichnam eingewickelt wird, hergeben, und hier der Statthalter des Ortes; und daß sie den Verstorbenen gemeiniglich in dem Hause, wo er gewohnt hat, in einem dazu erbaueten Gewölbe begraben. Diese Begräbnisse werden gewöhnlich mit wenig oder gar keinem Gepränge oder Ceremonien, sondern in aller Stille verrichtet. Nur bei dem Tode des Königs werden drei Monate nach seinem Begräbnisse einige Sclaven ermordet, und neben ihm begraben.

Den Europäern wird meistens mit großer Höflichkeit begegnet, und es giebt hier eine große Menge Erfrischungen um einen sehr wolfeilen Preis; als ein Faß frisches Was-

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

ser, und eine Ladung Brennholz, für zwei kupferne Ringe; eine Küste Salz, für vier; und für eine Kanne Bier, einen.

Einige Sclaven, die hier gekauft werden, bringen die benachbarten Nationen als Zins, oder sie werden auch von ihren eigenen Eltern und Verwandten verkauft.

Die Handlung ist hier auf eben die Art, wie in Whidah, eingerichtet. Sobald ein Schiff ankommt, muß der Befehlshaber oder Aufseher dem Statthalter zu Praya aufwarten, damit er zu dem Könige geführt werde. Für diesen nimmt er die gewöhnlichen Geschenke mit, die gemeiniglich in drei oder vier Pfund feinen Korallen, sechs cypriſchen Tüchern, drei Stücken Morees, und einem Stücke Damast bestehen. Die Königinn bekommt gleichfalls Korallen; der Prinz ein Stück damastene Servietten; und so erhalten auch alle Hofbediente Geschenke.

Die Europäer pflegen dem Könige ordentlich den Werth von funfzig Sclaven an Gütern, für die Erlaubniß zu handeln, und als die Gebühren für jedes Schiff zu geben. Der Sohn des Königs erhält den Werth von zwei Sclaven, für die Freiheit Wasser einzunehmen;

nehmen; und wenn Mangel an Holz auf dem Schiffe ist: so wird auch dafür noch der Werth von vier Sclaven bezalt.

Kein Europäer kann hier Sclaven und Aygris, oder blaue Steine, handeln, ehe die Freiheit dazu, wie in Whidah, von einem öffentlichen Ausrufer ausgerufen ist. Dem Aufseher des Schiffes wird in einem gewissen Flecken ein Haus angewiesen, in dem er seine Handlung treiben kann.

Der Foella, oder Großhauptmann über die Handlung, hat das Ausleſen von der Schiffsladung. Weil aber die Kaufleute und andre die Waaren beſſer bezalen, als der König oder der Foella: so bekommt dieſer ſelten ein richtiges Verzeichniß von den beſten Gütern.

Wenn ein Schiff mit ſeinem Handel zu Ende iſt; ſo müſſen der König, der Foella und der Honga abermals Geſchenke erhalten. Alle dieſe Gebühren und Zölle zuſammen belaufen ſich, für jedes Schiff, über den Werth von ſiebenzig bis achtzig Sclaven; da ſie ſich hingegen in Whidah nicht über zwei und dreißig oder fünf und dreißig erſtrecken.

III. Von der Religion und Regierung in Ardrah.

Es sind nur einige wenige Stücke, worin die Religion in Ardrah von der zu Whidah unterschieden ist. Sie hängt gemeiniglich von dem Gutdünken und der Anordnung ihrer Priester ab, deren eine ungeheuer große Anzal ist, indem eine jede reiche Person einen, als ihren Kapellan, unterhält.

Die meisten von diesen Schwarzen erkennen, ob sie gleich grobe Götzendiener oder Anbeter der Bilder sind, dennoch ein höchstes Wesen, von welchem sie glauben, daß es die Zeit der Geburt und des Todes eines jeden Menschen, und seine Schicksale bestimmt. Doch erschrecken sie bei jedem widerwärtigen Zufalle, und zittern vor dem bloßen Namen des Todes.

Sie glauben, daß die Seele sterblich sei, und nach dem Tode vernichtet werde. Doch nehmen sie, um ihren Soldaten Herz zu machen, auf eine kluge Art diejenigen davon aus, welche ihrem Vaterlande in dem Heere dienen, und in dem Gefechte getödtet werden. Sie behaupten, daß diese nicht län-

ger,

ger, als zwei Tage, in dem Grabe liegen bleiben; dann werden sie wieder lebendig, aber mit andern Gesichtszügen, die sie ihren Bekannten und Freunden unkenntlich machen.

Diese Meinung wird von den Priestern eingeschärft, welche bei dieser Gelegenheit tausend Geschichtchen erdichten; und weil sie dem Heere gemeiniglich ins Feld zu folgen pflegen, so sind sie sehr sorgfältig, diejenigen bey Nacht zu begraben, welche im Treffen erschlagen sind. Nachher geben sie vor, daß sie aus ihren Gräbern wieder auferstanden wären, und sie dieselben lebendig wieder gesehen hätten.

Eine jede Person hat ihren besondern Fetisch von eben der Art wie in Whidah, und giebt auch eben die Gründe, wegen der Anbetung ihres Bildes, an. Dies wird zu Hause in einem großen irdenen Topfe verwahrt. Alle sechs Monate bringt das Haupt jeder Familie ein öffentliches Opfer, und legt dem Götzen verschiedene Fragen vor, nachdem es seine Angelegenheiten erfordern. Wenn der Priester das Opfer für zu geringe hält; so sagt er dem, der es bringt, daß der Fetisch keinen Wolgefallen daran hätte, und auf

seine Fragen nicht eher antworten wollte, bis er eins bekäme, das ihm gefiele. Darauf wird ein Hund, eine Ziege, oder einige Hennen mehr geopfert, und die Antwort von dem Priester mit leiser Stimme ertheilet. Die Schwarzen aber glauben, daß sie durch einen geheimen Antrieb des Fetisch hervorgebracht sei. Wenn das Orakel auf diese Art ertheilet ist; so bedeckt der Priester den Götzen mit dem Topfe, und besprengt ihn entweder mit Biere oder Mehle. Eben dies geschieht auch von den Freunden und Nachbarn, die bei dem Opfer zugegen sind.

Wenn jemand krank ist, so muß der Priester kommen, und ein Thier für seine Wiedergenesung opfern. Er reibt den Fetisch mit dem Blute, und wirft das Fleisch weg.

Die Priester werden überhaupt in großen Ehren gehalten, und der hohe Priester wird von dem Volke beinahe angebetet. Man hält ihn für einen göttlichen Mann, und glaubt, daß er zukünftige Dinge vorhersagen könne, indem er sich mit einem scheuslichen Bilde unterrede, welches in seinem Saale steht, wo er Gehör giebt, und Besuche annimmt. Dieses Bild ist so dick, als ein

Kind

Kind von vier Jahren, und weiß gemalet. Denn sie sagen, der Teufel sei von dieser Farbe, und es komme kein Schiff aus Europa auf der Küste von Ardrah an, welches er nicht dem Hohenpriester sechs Monate vorher anzeige. Sie glauben auch, wie die Schwarzen auf der Goldküste, daß sie der Teufel grausam schlage; wenigstens heulen und schreien sie des Nachts, wie jene.

Zu Jakin ist das Gesetz, daß eine Familie, in deren Hause nahe am Palaste des Fürsten Feuer auskommt, das Leben verliert. Da es aber einstmals im Hause des Fetischirs geschahe, so wollte der Fürst die Sache nicht untersuchen.

Zu Jakin steht der vornehmste Fetisch in der Mitte eines großes viereckigen Hofes, der rund herum mit schönen Bäumen besetzt ist. Er ist nach Art eines großen Heuschobers gemacht, und mit Stroh bedeckt. Auf der Spitze desselben ist der Hirnschädel eines Menschen gestellt, vor welchen die Opfer für die Gesundheit und Erhaltung des Fürsten gebracht werden.

Nach einigen Nachrichten ist der Fetisch des Königs von Ardrah ein Krokodill, nach andern aber eine Art von Krähe.

Wer sich in Ardrah untersteht, den Befehlen des Königs ungehorsam zu seyn, der wird enthauptet, und seine Frauen und Kinder werden des Königs Sclaven.

Schuldner, die nicht bezalen können, werden dem Willen ihrer Gläubiger überlassen, welche sie, wenn sie wollen, verkaufen können, um sich dadurch bezalt zu machen. Eben diese Strafe ist demjenigen auferlegt, welcher die Frau eines andern zur Untreue verführet hat. Was aber die Frau anbetrifft; so wird sie, wenn sie sich mit einem Sclaven abgiebt, eine Sclavin seines Herrn, falls dieser von höherm Stande ist, als der beleidigte Ehemann. Die Bestrafungen anderer Verbrechen sind denen zu Whidah gleich.

Der König wird König von Ardrah und Alghemi genannt. Er ist gänzlich unumschränkt, und man nähert sich ihm mit eben der Demuth, als dem Könige von Whidah. Nur der Oberpriester hat die Freiheit zu stehen, und in dieser Stellung mit ihm zu reden.

den. Er ist die zweite Person im Lande, und des Königs vornehmster Staatsbedienter, sowol in geistlichen als weltlichen Angelegenheiten.

Jeder Unterthan bezalt dem Könige so, wie die Fremden, die in seinen Herrschaften wohnen, ein schweres Kopfgeld. Er hat einen zalreichen Hof, und ein jeder Bedienter, es mag seyn welcher es will, wird Hauptmann von der Bedienung genannt, die er bekleidet. Des Königs Hofmeister wird Tischhauptmann; der Küchenmeister Speisehauptmann; der Kellermeister Weinhauptmann genannt, und so ist es auch bei den andern, wie es auch bei den Schwarzen auf dem grünen Vorgebirge gebräuchlich ist.

Die Weißen, welche nach Assem reisen, um bei dem Könige Gehör zu haben, werden, ein jeder nach der Nation, zu der er gehöret, in dem Palaste beherberget, und daselbst auf Unkosten des Königs, bis zur Zeit der Audienz sehr höflich und gastfrey unterhalten.

Die Hauptleute über die Handlung und Reiterei führen die Europäer gemeiniglich zur Audienz bei dem Könige. Dieser geht

ihnen meistentheils einige Schritte entgegen, nimmt sie bei der Hand, legt diese in seine eigene, und berührt dreimal hinter einander ihren ersten Finger, welches ein Zeichen der Einigkeit und Freundschaft ist. Sodann befiehlt er ihnen, sich auf saubern Decken, die auf den Boden ausgebreitet sind, an seiner Seite niederzusetzen. Der Fremde legt hierauf seine Geschenke vor dem Könige, und zeigt durch den ordentlichen Dollmetscher an, was er von seiner Majestät verlanget. Er erhält durch ebendenselben auch die Antwort.

Wenn diese Audienz vorbei ist, so wird er zunächst zu dem Prinzen geführt, der gewöhnlich in einer großen Stadt seinen Sitz zu haben pflegt, die mit Mauern eingeschlossen, und ohngefehr zwei englische Meilen von der Hauptstadt entfernt ist. Es wird ihm hier auf eben die Art, wie bei dem Könige, begegnet.

Von da begiebt er sich zu dem Oberpriester, welcher die Fremden sehr prächtig bewirthet. Hier sitzen sie, nach türkischer Art, auf feinen seidenen Küssen, die auf ungemein künstlich gearbeitete Decken gelegt sind. Nach der Mahlzeit läßt der Geistliche gemeiniglich

seine Frauen holen, deren Anzal sich zuweilen über achtzig erstrecket. Diese tanzen und singen auf einer Art von Saal, vor ihren Gästen, nach dem Schalle ihrer musikalischen Instrumente.

Der König und der Prinz erscheinen niemals öffentlich, ohne ein großes Gefolge und Soldaten, die mit Schießgewehre bewaffnet sind. Der Stallmeister geht mehrentheils, mit bedecktem Haupte und einem Säbel in der Hand, voran. Nach ihm folgt der König, der sich gewöhnlich auf die Schultern zweier Bedienten lehnet, und den großen Hauptmann über die Reiterei zu seiner Rechten, und den Hauptmann über die Handlung zu seiner Linken hat. Die andern Hofbedienten und Edelleute sind in großer Menge um ihn herum.

Der König von Ardrah kann in kurzer Zeit ein Heer von vierzig tausend Mann und mehr, zu Pferde und zu Fuße, auf die Beine bringen. Denn nichts, als die gar zu große Jugend, oder das gar zu hohe Alter, kann einen Unterthan von Kriegsdiensten frei machen, wenn er dazu Befehl bekommt.

Die Soldaten an der Küste sind meistentheils mit Musketen und Säbeln, oder mit Schwerdtern bewaffnet; aber weiter ins Land hinein bedienen sie sich der Bogen und Pfeile, der kurzen Säbel, Wurfspieße, und hölzerner Keulen. Diese Waffen sind insgesamt sehr sauber, und ihre eigne Arbeit. Ob sie gleich starke Männer sind; so sind sie doch, wie die Schwarzen in Whidah, überaus zaghaft.

Zum Andenken ihrer Siege, ob sie gleich von geringer Erheblichkeit sind, begehen sie jährlich große Feste. In ihren Kriegsunternehmungen führen sie eine Art von Säbeln oder Stangen, die auf beiden Enden in die Figur eines S gebogen sind. An dem einen Ende breiten sie eine kleine Standarte aus, mit welcher sie unzälige Bewegungen machen.

Auf ihren langen Trommeln, die an dem einen Ende sehr spitzig zugehen, schlagen sie eine Art von Takt. Andre schlagen mit Stöcken an eine Art von Klocken, bei deren Schalle die Soldaten hundert lächerliche Bewegungen machen. Eben dieser Art von musikalischen Instrumenten bedienen sie sich

auch

auch an ihren Festtagen, und bei ihren Lustbarkeiten.

Sie haben auch Sänger, Histörchenerzähler und Possenreisser bei sich, um die Soldaten im Felde zu belustigen, und ihnen Muth zu machen. Die Reiterei hat kurze enge Trompeten, welche sich mit dem Chore vereinigen; aber es taugt alles zusammen nicht viel.

Neunter Abschnitt.

Von den Bewohnern des Königreichs Benin.

I. Von der Beschaffenheit des Landes, den Städten und Gebäuden.

Das Königreich Benin, Binnin, Binni oder Benni wird von den Schriftstellern in einem weitläuftigen und in einem engen Verstande genommen. In jenem wird es zwischen den neunzehnten und fünf und dreißigsten Grad östlicher Länge, und zwischen

schen den zehnten Grad nordlicher, und den dritten südlicher Breite gesetzt; und da begreift es die Königreiche Koto, Popo, Whidah und Ardrah mit unter sich. Im engern Verstande aber erstreckt sich das Königreich Benin längst der Küste von dem Vorgebirge Lagoa oder Lagos, bis nach Rio Forcados, welches etwa hundert und sechszig Meilen beträgt.

Die vornehmste Stadt des ganzen Landes heißt Oedo, aber die Europäer nennen sie ordentlich Benin oder Binnin. Sie liegt in einer angenehmen Ebene, die mit schönen Bäumen bedeckt ist, und hat sechs Seemeilen im Umkreise, den Palast mit eingeschlossen. Beim Eingange kommt man in eine breite Straße, die achtmal breiter ist, als eine in Holland seyn mag, und gerade fort bis ans Ende der Stadt geht. Einige sagen, diese Straße hätte mehr als eine Seemeile in der Länge, die Vorstädte ungerechnet. Es gehen viele Straßen queer durch, die alle gerade sind, und sich weiter, als man sehen kann, erstrecken. Ehe man an das Thor kommt, das von Holz ist, und beständig bewacht wird, muß man durch eine

große

große Vorstadt gehen. Am Eingange des Thors ist ein großes Bollwerk von Erde aufgeworfen, das breit und hoch ist, und einen breiten und tiefen trocknen Graben hat, der mit großen Bäumen dicht besetzt ist. Dieser Graben erstreckt sich sehr weit, aber man kann nicht sagen, ob er ganz um die Stadt geht, weil Fremde nicht die Freiheit haben, ihn zu besehen. Denn sobald jemand ins Thor kommt, wird er von einem, unter dem Vorwande, ihm den Weg zu zeigen, herumgeführt; in der That aber in der Absicht, ihn an genauer Beobachtung zu hindern.

Nach dem Berichte eines andern Reisenden, der bessere Gelegenheit hatte, sie zu sehen, wird die Stadt an der einen Seite von einer doppelten Einfassung von großen Baumstämmen umgeben, die zehn Fuß hoch, und wie Pallisaden in die Erde gesetzt sind. Sie werden durch Sparren von fünf oder sechs Fuß an der inwendigen Seite verbunden, und der Raum zwischen beiden Reihen ist mit rother Erde ausgefüllt. Dieses sieht in der Ferne wie eine gute Mauer, sehr platt und eben aus. Auf der andern Seite der

Stadt

Stadt ist ein breiter Graben, und eine Hecke von Brombeeren so dick gesetzt, daß man von da her sich ihr unmöglich nähern kann.

Die Thore sind zwanzig Fuß hoch, und fünfe breit, und aus einem Stücke Holz gemacht. Sie hängen oder wenden sich vielmehr auf einem Zapfen in der Mitte. Jedes hat eine Wache von Soldaten, und geht durch eine Vorstadt nach dem Lande zu.

Benin wird in Wachen oder Vierthel abgetheilt, deren jedes seinen Straßenkönig hat. Es sind darinn dreißig große Strassen, die meistens zwanzig Faden breit, und zwei englische Meilen lang sind. Sie reichen, die Queerstraßen ausgenommen, von einem Thore zum andern. Die Frauen halten sie alle sehr sauber; denn jede Frau hält es hier, wie in Holland, vor ihrer Thüre rein.

Die Häuser sind in guter Ordnung an einander gebauet, wie in Europa. Die den Großen und Vornehmen gehören, sind höher gebauet, als die übrigen, und man steigt auf Stufen hinauf. Im Eingange ist ein Vorhaus, wo man vor der Hitze bedeckt sitzen oder gehen kann. Sie werden jeden

Mor-

Morgen früh von den Sclaven gereinigt, und mit Matten von Stroh belegt. Die innere Kammer ist viereckig, mit einem Dache, das in der Mitte offen ist, damit das Licht durchfällt. In diesen Hütten schlafen und essen die Einwohner; ob sie gleich ihre Speisen an andern abgesonderten Oertern zurichten, da sie unter einem Dache die Speisegewölber für verschiedene Familien haben. Die Häuser des gemeinen Volkes haben nur eine Wand, mit einer hölzernen Thüre in der Mitte. Sie haben keine Fenster, sondern empfangen Licht und Luft von einer Oeffnung in der Decke. Alle diese Gebäude sind von rother Erde, mit Wasser geknetet, welche, an der Sonne getrocknet, eine dichte Mauer giebt. Sie sind etwa zwei Fuß dick, um der Witterung zu widerstehen, von der sie oft verderbt werden.

Vormals war Benin sehr stark bebauet, und gewissermaßen zu sehr bewohnt, wie man noch itzt aus den Ruinen sieht. Aber itzt sind die Häuser weit von einander entfernt. Der Verfall der Stadt verdient desto mehr beklagt zu werden, da das umliegende Land so angenehm und eben ist, und sich

kein Berg oder Wald daselbst befindet, der die Aussicht nach unzäligen schönen Gebüschen unterbricht. Daß die Stadt so in Abnahme gerathen ist, rührt daher, weil der König zwei Straßenkönige, unter dem Vorwande, daß sie ihm nach dem Leben getrachtet hätten, hatte hinrichten lassen. Jedermann aber glaubte, die wahre Ursache sei gewesen, ihren Reichthum zu bekommen. Ein dritter, gegen den der König eben das im Sinne hatte, floh auf zeitige Warnung davon, und dieser war so beliebt, daß ihm drei Viertheile von den Einwohnern folgten. Ein Haufe von Leuten, welchen man abgeschickt hatte, um die Flüchtigen wieder zurück zu treiben, ward geschlagen, und noch ein Versuch, den der König that, war von eben so unglücklichem Erfolge. Dieses machte den Straßenkönig so beherzt, daß er wieder nach der Stadt zurückkam, sie plünderte, und keinen Ort, als des Königs Hof, verschonte. Nachher machte er sich wieder fort, [illegible] aber die Einwohner beständig noch zehn Jahre hinter einander, bis auf Vermittelung der Portugiesen ein Friede geschlossen, ihm verziehen, und er in seine vorige Wohnung

nung wieder zu kommen eingeladen wurde. Weil er indeß dies doch nicht wagen wollte; so hielt er sich zwei oder drei Tagereisen von Benin auf, wo es bei ihm so prächtig zugieng, als bei dem Könige selbst. Die Einwohner, die wieder zurückkamen, wurden von dem Könige sehr gnädig aufgenommen, und vorzüglich zu Ehrenstellen befördert, um auch die übrigen anzulocken.

Der königliche Palast ist sehr weitläuftig, und begreift viele große viereckige Plätze in sich, die mit Gallerien umgeben sind, deren jede ein Thor und eine Wache hat. Er ist so groß, daß man ihn nicht übersehen kann. Denn wenn man sich müde gegangen hat, und denkt, man sei nun zum Ende; so kommt man an ein anderes Thor, das einen noch größern Platz eröffnet. Es sind darin kleine Zimmer für Menschen, und auch Ställe für Pferde und andres Vieh. Es ist dies der vornehmste Theil der Stadt, und der ganze Palast steht auf einer großen Ebne, um welche keine Häuser herum sind.

In den großen Straßen wird an jedem Morgen und Nachmittage Markt gehalten, und Vieh, Baumwolle, Elfenbein, nebst eu-

ropäischen Waaren, und allem, was das Land hervorbringt, verkauft. Es giebt zwei große Marktplätze in der Stadt. Auf beiden werden lebendige Hunde verkauft, aus denen die Einwohner viel machen; ingleichen gebratene Paviane und Affen, Fledermäuse und große Ratten, Papageien, Hünervieh, an der Sonne getrocknete Eidechsen, Früchte und Palmwein, hölzerne Teller und andrer Hausrath, kattunene Zeuge, eiserne Werkzeuge zum Ackerbau und zur Fischerei, Wurfspieße, Pfeile und andres Gewehr. Jede Art von Waaren hat ihren eignen Platz, und alle stehen in guter Ordnung. Die Stadt ist mit Vieh und Früchten wol versehen. Es giebt zweierlei Arten von Wein hier, von denen eine des Morgens und Mittags, die andre des Abends getrunken wird. Sie haben eine besondre Frucht, die wie Knoblauch schmeckt, aber purpurfarbig ist; und wenn sie einen Eid ablegen wollen, so schwören sie, sich dieser zu enthalten.

Es leben verschiedene Reiche zu Benin, blos des Hofes wegen, und bekümmern sich weder um Handel noch Ackerbau, sondern überlassen alles ihren Frauen und Sclaven.

Diese

Diese gehen auf die umliegenden Flecken, und handeln daselbst mit allerlei Waaren, oder dienen um Tagelohn; den größten Theil ihres Gewinnstes aber müssen sie ihren Herren bringen. Die Einwohner der Stadt sind übrigens alle Landeskinder; denn Fremde dürfen sich gar nicht in der Stadt aufhalten.

II. Von den Einwohnern, ihrer Kleidung, Speisen, Lebensart ꝛc.

Ob gleich in dem Königreiche Benin viel Leute sind, so ist doch das Land, in Vergleichung mit Ardrah, nach beider Verhältniß nicht so gar volkreich, und die Städte liegen weit aus einander.

Die Einwohner sind meistens von gutem Gemüthe, und höflich; man kann sie durch ein gelindes Verfahren zu allem, was man will, bringen. Wenn man ihnen Geschenke giebt; so vergelten sie dieselben doppelt wieder. Will man etwas von ihnen haben, und bittet sie darum, so schlagen sie es selten ab; wenn sie es auch selbst brauchen sollten. Aber hart darf man ihnen nicht begegnen, noch ihnen etwas abzwingen wollen. Sie sind

im Handel sehr erfahren, und halten über ihre alten Sitten. Wenn man sich nach diesen richtet; so ist es leicht, mit ihnen auszukommen.

Unter sich selbst sind sie äußerlich sehr höflich gegen einander; sonst aber, besonders im Handel, sehr mistrauisch, und keiner verläßt sich auf den andern. Gegen alle Europäer sind sie gefällig, die Portugiesen ausgenommen, denen sie nicht gewogen sind.

Ueberhaupt sind sie ein ehrliches Volk, das niemanden leicht Schaden thut, und weder gegen sich unter einander, noch gegen Fremde Ungerechtigkeiten ausübt. Sie erweisen den Fremden viel Ehrerbietung, grüßen sie, und machen ihnen Platz, wenn sie auch schwer tragen. Einen Fremden zu beleidigen, wird als ein Verbrechen, das den Tod verdient, folgender Gestalt gestraft. Man bindet dem Verbrecher die Hände auf den Rücken, und verbindet ihm die Augen; nachher hebt ihn der Richter so in die Höhe, daß der Kopf nach der Erde zu hängt, und der Scharfrichter haut ihn mit einer Axt ab, vier-

theilet den Leib, und überläßt die Stücke den wilden Thieren.

Die Einwohner sind sehr wollüstig, welches man ihrem Weine und ihren guten Speisen zuschreibt. Gleichwol kann man nicht sagen, daß sie im Umgange unanständig wären, aber Zweideutigkeiten lieben sie sehr; und wer solche Einfälle geschickt vorbringen kann, wird für einen witzigen Kopf gehalten.

Die Kleidung der Schwarzen von Benin ist sauber, zierlich, und viel besser, als auf der Goldküste. Die Reichen tragen ein Stück weißen Kattun, etwa eine Elle lang und halb so breit, statt der Hosen. Darüber haben sie ein feineres Stück Kattun, gewöhnlich sechszehn bis zwanzig Ellen lang, das sie in der Mitte sehr zierlich halten. Hierüber machen sie eine Binde, etwa eine Elle lang, und zwei Spannen breit, die am Ende mit Franzen oder Spitzen geziert ist, und dem Putze der Frauen auf der Goldküste etwas gleicht. Der Oberleib ist meistens nackend. Dieses sind ihre Kleider zum Ausgehen; denn zu Hause tragen sie nur eine grobe Pagne statt der Hosen, und bedecken solches mit einem großen Stücke von gefärbtem

Zeuge von ihrer eignen Arbeit, das sie wie einen Mantel tragen.

Die Frauen der Großen tragen Pagnes von Kattun, die in diesem Lande gemacht werden, und welche sehr fein und schön buntfarbig sind. Diese Art von Kleidung ist nicht lang, und wird wie diejenige, die man zu Whidah trägt, zugeknöpft, nur daß sie nicht, wie diese, vorn offen, sondern zu, und hinten oder auf der Seite offen ist. Der Oberleib ist mit einem schönen Stücke Zeug, von einer Elle lang, statt eines Schleiers bedeckt, wie es die Frauen auf der Goldküste tragen. Am Halse haben sie Bänder von Korallen, die sauber gemacht sind. Ihre Arme, und bei manchen auch die Füße, sind mit glänzenden Ringen von Kupfer oder Eisen geziert, und ihre Finger so voll Kupferringe, als sie nur tragen können. Die Aermeren sind von den Reichen nur in Kostbarkeit der Kleider unterschieden, und jeder kleidet sich so gut, als er kann. Fast alle Kinder gehen nackend; die Knaben bis ins zehnte oder zwölfte Jahr, und die Mädchen bis die Natur entdeckt, daß sie reifen. Bis dahin tragen sie nur etliche Korallenschnüre um den Unterleib.

Ein

Ein andrer Reisender sagt: die jungen Manns- und Frauenspersonen giengen nackend, bis sie heiratheten, wofern ihnen nicht der König die Freiheit gäbe, eher Kleider zu tragen. Dies werde als eine große Gnade angenommen, und deshalb würden besondere Feste und Freudensbezeugungen angestellet.

Die Männer lassen ihr Haar wachsen, wie es von Natur ist, und legen es nur an zwei oder drei Orten in Locken, um eine große Koralle daran zu hängen. Die Frauenzimmer hingegen wickeln ihr Haar sehr künstlich in große und kleine Locken auf, und oben am Wirbel theilen sie es wie einen umgekehrten Hahnenkamm, wodurch die kleinen Locken genau in Ordnung liegen bleiben. Mönche theilen ihr Haar in zwanzig und mehr Locken, nachdem es dick oder dünne ist; andre salben es mit Palmöle. Dadurch verändert sich ihre schwarze Farbe nach und nach in eine Art grün oder gelb, die sie sehr gern leiden mögen, ohnerachtet sie abscheulich aussehen.

Wenn die Einwohner hier reich sind; so leben sie gern gut. Das ordentliche Essen

der Reichen ist Rindfleisch, Schöpsenfleisch und kleine Kuchen, nebst Ignames anstatt des Brodtes. Sie kochen nemlich die letztern, reiben sie sehr klein, und machen Kuchen daraus. Sie bitten auch einander oft zu Gaste, und geben das, was übrig bleibt, den Armen.

Die Armen begnügen sich mit geräucherten oder getrockneten Fischen, die sie salzen, da denn das daraus wird, was die Holländer Raf oder Reekel nennen. Ihr Brodt besteht aus Ignames, Bananas und Bohnen; ihr Getränke ist Wasser und Wein, aber nicht der beste. Die Reichern trinken Wasser und Branntewein, wenn sie ihn haben können.

Ihre musikalischen Instrumente sind große und kleine Trommeln, die denen, welche auf der Goldküste gebraucht werden, nicht unähnlich sind. Ausserdem haben sie noch eine Art eiserner Klocken, auf denen sie spielen; auch Kalabaschen, rund herum mit Bujis behangen, die sie als Castagnetten gebrauchen. Dies alles zusammen giebt einen widerlichen schwirrenden Ton.

Sie haben noch ein Instrument, das mit sechs oder sieben ausgespannten Stücken

Schilf

Schilf bezogen ist, auf dem sie künstlich spielen, und zugleich dazu angenehm singen und tanzen. Sie übertreffen darin die Negern von Axim. Dem Spiele sind sie auch ergeben, aber sie spielen nie um Geld, sondern nur zur Veränderung mit Bohnen.

Die Männer nehmen so viele Frauen, als ihre Umstände zulassen. Heirathsceremonien haben sie wenig. Gefällt jemanden ein Mädchen; so entdeckt er es einem Anverwandten, und dieser wirbt bei ihren Freunden darum. Selten wird auch die Anwerbung ausgeschlagen, wenn das Mädchen nicht schon versprochen ist. Nach erhaltener Einwilligung schenkt der Bräutigam seiner Braut kostbare Kleider, Hals- und Armbänder. Nichts ist dann zur Vollendung der Hochzeit übrig, als daß die Verwandten von beiden Seiten bewirthet werden. Es wird aber keine Gasterei, wobei man sich versammelt, angestellt; sondern wenn die Speisen zugerichtet sind, bekommt ein jeder sein Theil ins Haus geschickt.

Die Schwarzen sind hier gegen ihre Landsleute sehr eifersüchtig; aber den Europäern verstatten sie alle Freiheiten mit ihren Frauen, die in den Gränzen der Bescheidenheit bleibt;

ja wenn sie abgerufen werden, lassen sie dieselben wohl allein in ihrer Gesellschaft, und befehlen ihnen, jenen die Zeit zu vertreiben. Aber von den Schwarzen unterstieht sich keine Mannsperson, sich dem Zimmer des Frauenzimmers zu nähern.

Aller Unterschied zwischen den vornehmen und geringen Frauen besteht darin, daß die erstern allezeit eingesperrt sind, und die letztern ihrer Arbeit halber hingehen können, wohin sie wollen.

Wenn ein Mann in seinem Hause besucht wird; so begeben sich die Frauen allemal auf die andre Seite des Hauses, ausgenommen wenn es Europäer sind, die den Besuch abstatten; denn in dem Falle bleiben sie zugegen.

Die Frauen zu Benin werden so sclavisch gehalten, als in einem Theile des Königreichs. Sie müssen täglich zu Markte gehen, die Haushaltung und Kinderzucht besorgen, die Küche bestellen, und die Feldarbeit verrichten, so daß sie ihre volle Arbeit haben, die sie gleichwol mit Vergnügen hinter einander verrichten.

Weil die Frauen nicht unfruchtbar sind, und die Männer unter ihnen die Wahl haben; so vermehret sich das menschliche Geschlecht hier stark. Dabei werden die fruchtbaren Frauen hochgeschätzt, und die unfruchtbaren verachtet.

Eine schwangere Frau wird, bis zu ihrer Niederkunft, von aller Beiwohnung des Mannes ausgeschlossen. Gebiert sie einen Knaben; so wird er dem Könige, als ihm zugehörig, vorgestellt. Denn alle Mannspersonen im Lande heißen des Königs Sclaven; die Mädchen aber gehören dem Vater, und bleiben bei ihm, bis sie zu ihren Jahren kommen, da er sie dann nach seinem Gefallen verheirathet.

Acht oder vierzehn Tage, und bisweilen noch später nach der Geburt, werden sowol Knaben als Mädchen beschnitten. Den erstern wird die Vorhaut, den letztern ein klein wenig von dem Schaamzüngelchen weggenommen. Frauen, die ihre Zeit haben, werden für so unrein gehalten, daß man sie nicht einmal in ihres Mannes Haus gehen läßt, oder ihnen etwas anzurühren, als Speisen zuzubereiten, oder das Haus zu reinigen, verstattet.

stattet. Sie müssen sich diese ganze Zeit über in einem besondern Hause aufhalten. Sobald aber ihre natürliche Schwachheit vorüber ist, und sie sich gewaschen haben, werden sie wieder in ihren vorigen Stand eingesetzt. Fragt man die Schwarzen, wer sie die beiden letzten Gewohnheiten gelehret hat; so geben sie die gewöhnliche Antwort: sie wüßten es nicht, hätten es aber von ihren Vorfahren so empfangen.

Ausser den Schmerzen, die ihnen die Beschneidung verursacht, zerritzen sie auch den Leib mit kleinen Einschnitten, um gewisse Figuren zu bilden. Die Frauenzimmer sind mehr, als die Mannspersonen, auf diese Art geziert. Es muß den Kindern sehr schmerzlich fallen, wird aber für eine ganz besondere Zierrath gehalten.

Wenn ein Kind sieben Tage alt ist; so stellen die Eltern ein kleines Fest an, in der Meinung, daß es alsdann die größte Gefahr überstanden habe. Und damit die bösen Geister verhindert werden, Schaden zu thun, bestreuen sie alle Wege mit Speisen, um sie zu besänftigen.

Wenn

Wenn eine Frau zwei Kinder zur Welt bringt; so sieht man das als eine gute Vorbedeutung an, meldet es sogleich dem Könige, und drückt die öffentliche Freude durch allerlei Arten von Musik aus. Der Vater bestellt auch in diesem Falle gewöhnlich eine Amme, weil er glaubt, daß zwei Kinder zu säugen für seine Frau zu viel sei.

Zu Arebo aber (einer Stadt in diesem Königreiche) ist man der gegenseitigen Meinung, und geht mit einer Frau, die Zwillinge gebiert, barbarisch um. Man opfert nemlich sowol die Mutter als die Kinder einem gewissen Geiste, der in einem Walde bei der Stadt wohnen soll. Die Frau tauscht der Mann indeß gewöhnlich durch eine Sclavin los, aber die Kinder werden ohne Barmherzigkeit hingerichtet. Ein Reisender erzählt von einem Priester, der Amtswegen seine eignen Kinder, nebst einer Sclavin, statt seiner Frau, opfern mußte. Dem ohnerachtet hatte diese Frau das Jahr darauf wieder Zwillinge, von deren Schicksale aber der Reisende nichts erfahren hat. Indeß haben doch diese betrübten Begebenheiten die Wirkung gehabt, daß die Männer hier ihre

Frauen,

Frauen, wenn sie der Geburt nahe sind, in benachbarte Länder schicken; und dies läßt hoffen, daß sie diesen unmenschlichen Gebrauch abschaffen werden.

Der Wald bei Arebo, wo der Feind der Zwillinge wohnt, wird so heilig gehalten, daß kein fremder Neger oder dessen Frauen hinein gehen dürfen. Wenn jemand ohngefehr auf einen Weg kommt, der in diesen Wald führet; so muß er, ohne umzukehren, bis ans Ende gehen; und sie glauben, wenn diese Vorschrift und das vorerwähnte Menschenopfer nicht beobachtet würden, so müßte dies dem Lande ein großes Unglück zuziehen. Ein Reisender gieng, um ihrer Leichtgläubigkeit zu spotten, oft in den Wald schießen, und kehrte zurück, ehe er an das Ende des Weges gekommen war. Die Leute stutzten darüber nicht wenig, weil sie dachten, es würde ihn eine schwere Strafe treffen; aber ihre Priester waren bald mit der Antwort fertig: weil er ein Weißer wäre, so bekümmerte sich ihr Gott nicht um ihn; thäte es aber ein Schwarzer, so würde man bald die Gefahr sehen, die daraus entstehen müßte.

Vor dem Tod scheinen sich die Negern von Benin nicht so sehr zu fürchten, als die in andern Ländern. Sie werden auch nicht traurig, wenn man davon redet, weil sie glauben, daß einem jeden Menschen sein Ziel von ihren Göttern gesetzt sey. Dem ohnerachtet suchen sie ihr Leben auf alle mögliche Art zu verlängern. Bei Krankheiten ist der Priester ihre erste Zuflucht, der hier sowol, als in ganz Guinea, einen Arzt vorstellt. Zuerst giebt er grüne Kräuter, und wenn diese nicht helfen, so muß geopfert werden. Kommt der Kranke wieder zur Gesundheit, so schätzet man den Priester hoch; sonst schickt man ihn fort, und nimmt einen andern, von dem man mehr hoffet. Wenn sie den Kranken gesund machen, so erweist man ihnen viel Ehre; aber wenn die Kur einmal vorbei ist, so ist auch alle Hochachtung aus. Daher sind diese geistlichen Aerzte, weil sie nichts anders zu leben haben, gemeiniglich arm; denn jeder opfert seinen Götzen selbst, ohne sie zu bemühen.

Wenn jemand stirbt, so wird sein Leichnam gewaschen und gereinigt. Wiederfährt es jemanden in einem entfernten Lande, so

trocknet man die Leiche bei einem gelinden Feuer ganz aus, legt sie in einen Sarg, dessen Bretter mit Leimen wol vermacht sind, und bringt ihn bei erstierer Gelegenheit nach Benin zur Beerdigung. Weil es aber bisweilen lange an Begleitung mangelt, so hebt man die Leiche oft viele Jahre lang über der Erde auf.

Die Trauer der nächsten Anverwandten, Frauen und Sclaven, besteht darin, daß sie ihre Haare abscheeren. Manche thun das auch mit den Bärten, und manche scheeren sich den halben Kopf ab. Ihre Klagen und ihr Geschrei richten sich nach dem Tone gewisser Instrumente, die dann und wann inne halten, in welcher Zwischenzeit tapfer getrunken wird. Die öffentliche Trauer dauert vierzehn Tage. Nach dem Leichenbegängnisse geht jeder nach Hause, und die nächsten Verwandten, die in der Trauer bleiben, setzen die Klagen verschiedene Monate lang fort.

Bei der Beerdigung vornehmer Personen werden dreißig oder vierzig Sclaven hingerichtet; und man weiß, daß bei dem Leichenbegängnisse einer vornehmen Frau acht und siebenzig Sclaven, die alle ihr zugehört hatten,

ten, hingerichtet wurden. Ja, um die Zal achtzig voll zu machen, ermordete man auch einen Knaben und ein Mädchen, die sie sehr geliebt hatte. Bei dem Tode ihrer Könige zeigt sich diese Gewohnheit noch grausamer. So bald nemlich ein König von Benin stirbt, macht man eine große Grube in dem Palaste in die Erde, so tief, daß die Arbeitsleute bisweilen in Gefahr stehen, zu ersaufen. Diese Grube wird oben sehr enge, und unten weit gemacht. Erst wird der königliche Leichnam hinein gelegt, und darauf diejenigen von seinen Hausgenossen beiderlei Geschlechts, die zu dieser Ehre gelangen; denn es wird viel daraus gemacht. Nachher wird die Oeffnung mit einem großen Steine, in Gegenwart einer Menge Volks, zugemacht, das Tag und Nacht wartet. Den Tag darauf wird der Stein weggenommen, und einige dazu verordnete Beamten fragen die Eingesperrten, ob sie den König gefunden haben? Antworten sie: so schließt man die Grube wieder zu, und öffnet sie den folgenden Tag mit eben den Ceremonien wieder. Dieses wird so lange wiederholet, bis keines mehr lebet und antwortet. Darauf melden es die

vornehmsten Minister dem Nachfolger. Dieser begiebt sich sogleich zu der Grube, läßt den Stein wegnehmen, und auf demselben allerlei Arten von Speisen zur Bewirthung des Volks zurichten. Wenn die Leute dann rechtschaffen gegessen und getrunken haben; so laufen sie des Nachts in der Stadt herum, schreien, richten großen Unfug an, bringen die um, die ihnen begegnen, und hauen ihnen die Köpfe ab. Die Leichname aber werfen sie mit sammt ihren Kleidern, Hausrathe und Bujis, dem Könige als Todtenopfer, in die Gruft.

Der König, die großen Herren, und ein jeder Statthalter, der in mittelmäßigen Umständen ist, unterhalten verschiedene Armen an den Orten, wo sie wohnen. Denenjenigen, die was zu verrichten im Stande sind, geben sie Arbeit, und die andern ernähren sie aus Menschenliebe. Es giebt also gar keine Bettler hier, auch keine, die sehr arm wären.

Im Schenken sind die Einwohner sehr freigebig, und sie geben den Europäern mehr Erfrischungen, als sie verlangen. Manche gehen hierin weiter, als ihr Vermögen zu-

läßt,

läßt, blos um sich bei Fremden ein Ansehen zu geben.

Wie reich aber die Kaufleute und andre auch seyn mögen; so suchen sie doch solches sorgfältig zu verbergen, damit nicht die Statthalter oder der König einen Vorwand aussinnen, sich ihr Vermögen zuzueignen. Weil sie sich nun deshalb ärmer stellen, als sie sind, so nöthiget sie das zu gegenseitiger Höflichkeit, um sich keine Ankläger zuzuziehen.

Wenige von ihnen sind recht arbeitsam und emsig, ausser diejenigen, die sehr arm sind. Die andern legen die ganze Last der Arbeit auf ihre Frauen und Sclaven, die das Feld bauen, die Baumwolle besorgen, Zeuge weben, und alle andre Handarbeit verrichten müssen; obwol, das Weben ausgenommen, wenig Künste hier recht bekannt sind. Wenn die Männer nur etwas im Vermögen haben; so legen sie sich ganz allein aufs Handeln. Die vornehmsten Handwerker sind hier Schmiede, Zimmerleute, und Lederarbeiter; aber alle ihre Arbeit ist so ungeschickt, daß ein europäischer Lehrjunge, der einen Monat gelernt hat, sie übertreffen wür-

de. Die Handwerker warten ihre Arbeit ab, ohne Kaufmannschaft zu treiben, und andre bauen das Feld.

Andre Bürger gehen müßig, bis sie hören, daß Schiffe in dem Flusse sind, und bringen ihnen darauf die Waaren, die sie in Vorrath haben. Kommen keine Schiffe an, so schicken sie ihre Sclaven nach Rio Lagos oder andern Plätzen, um Fische zu kaufen, mit denen sie einen sehr vortheilhaften Handel weiter ins Land hinein treiben.

Ihre schlimmste Eigenschaft ist, daß sie in ihrer Art zu handeln sehr langwierig und verdrießlich sind. Manchmal bringen sie mit einem Vorrathe von Elfenbein acht bis zehn Tage zu, ehe sie schließen; gleichwol machen sie dabei so viele Komplimente, daß es unmöglich ist, böse auf sie zu werden.

Eine andre Beschwerlichkeit ist, daß die Holländer ihnen die Zeuge borgen müssen, aus denen sie sich Kleider machen, und damit öfters so lange aufgehalten werden, daß die Jahrszeit, Krankheiten und Sterben unter ihren Leuten, und Mangel an Lebensmitteln sie nöthigen, ohne ihr Geld abzureisen. Indeß werden sie bei ihrer nächsten Wiederkunft allezeit ehrlich bezalt.

Die

Die Regierung bestellet die Unterhändler zwischen den Holländern und Negern. Diese heißen Mercadors oder Fiadors. Sie sprechen etwas verdorben portugiesisch, welches sie zum Handel mit den Europäern geschickt macht, und ohne diese einzige Geschicklichkeit würden sie als der Abschaum des Volkes anzusehen seyn.

Alle Sclaven männlichen Geschlechts hier sind Fremde; denn die Landeskinder dürfen nicht verkauft werden, und heißen alle des Königs Sclaven. Auch darf man keinen im Lande gekauften Sclaven männlichen Geschlechts ausser Landes führen. Aber mit den Frauensperſonen geht man nach Gefallen um.

III. Von der Religion in Benin.

Die Religion der Schwarzen in Benin ist meistens mit derjenigen einerlei, die längst der Küste westwärts herrschet, und sich auf die Verehrung der Fetische gründet. Alles Außerordentliche in der Natur nehmen sie als einen Götzen an, und opfern demselben, z. E. Elephantenzähne, Klauen, Menschenschä-

del, Gerippe. Diese sehen sie als untergeordnete Gottheiten, oder Mittler zwischen ihnen und dem obersten Gott an. Von diesem haben verschiedene unter ihnen eben nicht unrechte Begriffe, und halten ihn für ein unkörperliches Wesen. Deshalb erklären sie es für ungereimt, ein Bild von ihm zu machen. Alles Böse nennen sie Teufel, stellen ihn aber nicht durch ein sichtbares Bild vor. Denn sie opfern einerlei Götzenbilde, bald als Gott, und bald als Teufel. Sie nennen das oberste unsichtbare Wesen Orissa, und glauben, daß es die Welt erschaffen habe, und noch regiere. Weil sie es aber für allezeit gut halten, so glauben sie nicht, daß es nöthig sey, dasselbe anzubeten; sondern sie suchen nur den Teufel durch Opfer zu besänftigen.

Sie reden sehr viel von Erscheinungen ihrer verstorbenen Vorfahren und Anverwandten im Schlafe, die ihnen beföhlen, diese oder jene Opfer zu thun. So bald der Tag anbricht, verrichten sie dieses Werk, und borgen lieber von andern, wenn sie es selbst nicht haben, als daß sie versäumen sollten, diese Pflicht zu erfüllen.

Ihre

Ihre täglichen Opfer betragen nicht viel. Sie bestehen aus wenigen gekochten Ignames, mit Oele vermischt, die sie vor ihre Götzen legen. Manchmal opfern sie einen Hahn; alsdann aber bekommt der Fetisch nur das Blut, und das Fleisch behalten sie selbst.

Die Großen thun jährliche Opfer, die sehr kostbar und prächtig sind. Bei solchen Gelegenheiten schlachten sie häufig Kühe, Schafe, und alle Arten großes Vieh, und richten noch eine starke Gasterei aus, bei welcher sie sich mit ihren Freunden viele Tage hinter einander lustig machen, und diese auch beschenken.

Die See ist, ihrer Einbildung nach, der Sitz des künftigen Glückes und Elendes. Eines Menschen Schatten nennen sie seinen Führer, und glauben, daß er Zeugniß ablegen wird, ob der Mensch gut oder übel gelebt habe. In dem erstern Falle wird er an dem schon erwähnten Orte zu großer Glückseligkeit und Ehre erhoben; im letztern aber stirbt er in Hunger und Armuth.

Ihre Götzenbilder sind überall in ihren Häusern zerstreuet, so daß kein Platz davon frei ist; auch sind noch Hütten ausser dem Hause mit denselben erfüllet, wo sie manchmal hingehen zu opfern.

Ihre Fetischir oder Priester geben vor, sie stünden mit dem Teufel in Bekanntschaft, und könnten das Zukünftige im Kriege und andern Fällen, vermittelst des Schalles aus einem Topfe, der drei Löcher hat, vorhersagen. Jeder Mann hat seinen eignen Priester, den er in Ansehung aller zur Religion gehörigen Sachen befragt, und dessen Antworten er befolget.

Es ist eine unverbrüchliche Gewohnheit in Benin, daß kein Priester ohne des Königs Erlaubniß, bei hoher Geldbuße, und öfters Lebensstrafe, ausser Landes gehen darf, und besonders dürfen sie nicht nach der Hauptstadt gehen.

Der Priester von Loebo, einer Stadt an der Mündung des Rio Formosa, oder des Flusses Benin, war wegen seiner Zauberkunst sehr berühmt. Er konnte See und Wetter regieren, die Ankunft oder das Verunglücken der Schiffe vorhersagen, und dergleichen mehr. Der König hatte ihm deshalb die Stadt Loebo, mit dem dazu gehörigen Lande und Sclaven, geschenkt. Man rechnete ihn unter die obersten Priester, und das Volk fürchtete ihn dergestalt, daß niemand,

mand, selbst des Königs Gesandte nicht, sich unterstanden, ihm zu nahe zu kommen, und noch vielweniger seine Hand zu berühren.

Die Zeit wird hier in Jahre, Wochen und Tage eingetheilt. Jedes davon hat seinen besondern Namen; aber sie haben vierzehn Monate im Jahr. Alle fünf Tage fällt ihr Sabbath ein, den die Großen mit Schlachten einiger Kühe, Schafe und Ziegen begehen. Das gemeine Volk schlachtet Hunde, Katzen und Hüner, oder was sie sonst kaufen können. Von allen diesen wird unter die Armen reichlich ausgetheilt, damit sie das Fest auch mit feiern können. Sie haben sehr viel Festtage. An einem Tage im Jahr begehen sie das Andenken ihrer verstorbenen Vorfahren oder Freunde, mit großen Unkosten, um sich ihrer stets zu erinnern.

Bei dieser Gelegenheit opfern sie gemeiniglich sehr viele Thiere und Menschen; gewöhnlich werden Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, dazu aufgehoben. Sind ihrer nicht fünf und zwanzig, welches die erforderliche Zal ist, so befiehlt der König seinen Bedienten, bei Nacht in den Straßen von Benin herum zu gehen, und sich ohne Unterschied

schied aller Personen zu bemächtigen, die kein Licht mit sich tragen. Besitzen diejenigen, die man solchergestalt ertappt, viel Bujis; so können sie sich loskaufen; ausserdem werden sie geopfert. Der Vornehmen Sclaven können auch durch andere gelöst werden, wenn man sie auf diese Art ergriffen hat. Diese Menschenfängerei gereicht den Priestern zu großem Vortheile; denn die Loskaufung der Gefangenen gehöret für sie, und sie bereden dann das Volk, daß sie insgeheim geopfert worden sind.

Aber ihr vornehmstes Fest ist das Korallenfest. Es wird im Mai gefeiert, und dies ist der einzige Tag, an dem sich der König jährlich öffentlich sehen läßt. Er kommt prächtig gekleidet in die zweite Ebene seines Palastes. Hier ist ein Sitz für ihn unter einem reichen Himmel gesetzet, und seine Frauen, und eine große Menge seiner vornehmsten Bedienten, stellen sich rings um ihn herum. Bald darauf geht eine Prozession an, und nach deren Ende steigt der König von seinem Throne, um dem Götzen unter freiem Himmel zu opfern, womit das Fest seinen Anfang nimmt. Dabei erhebt das Volk ein lautes und allgemeines

nes Geschrei. Nachdem eine Viertelstunde damit vergangen ist, kehrt der König auf seinen Thron zurück, und sitzt zwei Stunden daselbst, um dem übrigen Volke Zeit zur Vollendung seiner Andacht zu lassen. Nachher kehrt er in den Palast zurück. Der übrige Tag wird mit Schmausen und Ergötzlichkeiten zugebracht, wobei der König durchgängig Wein und Essen austheilen läßt, und die Großen folgen ihm darin nach. Die Beschaffenheit und Absicht dieses Korallenfestes konnte der Verfasser, der dies erzählt, nicht erfahren, und man wußte ihm nichts davon zu sagen.

IV. Von der Regierung in Benin.

Diejenigen, welche an dem Flusse Benin wohnen, nebst den Leuten in der benachbarten Landschaft, haben verschiedene Fürsten, und eine jede Völkerschaft wird von ihrem eignen Könige beherrscht, ob sie gleich alle Vasallen des Königs von Benin sind. Nur der König von Awarri oder Ouwerre, bei dem sich die Portugiesen aufhalten, und die Seeräuber von Usa haben sich nie seinem Joche unterworfen.

Alle

Alle Einwohner sind freie Leute, werden aber doch vom Könige als Sclaven betrachtet; und sie sind so wenig geneigt dieses vor ein Unglück anzusehen, daß vielmehr der Titel eines Sclaven des Königs bei ihnen ein besondres Ehrenzeichen ist. Der König herrscht nach eignem Willen, der statt des Gesetzes ist. Ausser ihm giebt es noch drei Stände.

Der erste besteht aus drei großen Herren, die beständig um des Königs Person sind. Alles muß durch sie an den König kommen, und sie ertheilen alle Antworten. Daher melden sie ihm nur, was sie für gut befinden, und ertheilen Antworten nach ihrem Gefallen; so daß also die Macht der Regierung ganz in ihren Händen zu seyn scheinet. Und dieses um so viel mehr, da sehr wenig Leute vor den König gelassen werden, und noch wenigere Erlaubniß erhalten, mit ihm zu reden.

Die den zweiten Stand ausmachen, heissen Are de Roes oder Straßenkönige. Einige von ihnen sind über das gemeine Volk, andre über die Sclaven gesetzet; andre verwalten die Kriegssachen; und noch andre

haben

haben die Aufsicht über das Vieh und die Feldfrüchte. Kaum ist etwas zu erdenken, das nicht seinen besondern Aufseher hätte.

Aus diesen Straßenkönigen werden die Unterkönige und Statthalter der Provinzen genommen, die unter dem Könige stehen. Sie sind alle den drei erwähnten Großen unterworfen, müssen ihnen Rechenschaft geben, und werden von ihnen vorgeschlagen.

Die Fiadors oder Viadors machen den dritten Stand aus. Die Regierung befindet sich also dem Namen nach bei dem Könige, in der That aber bei den drei Großen.

Diese drei heißen Großviadors, das ist, Oberaufseher. Dem Großkronmarschall sind die Kriegssachen anvertrauet, und den andern die Dinge, welche die Handhabung der Gerechtigkeit und die Verwaltung der Einkünfte betreffen. Alle sind verbunden, von Zeit zu Zeit in den Provinzen herum zu reisen, die Beschaffenheit des Landes zu beobachten, und über gute Ordnung zu halten. Sie haben drei Unterbedienten, die sich beständig am Hofe aufhalten, und durch deren Hände alles geht, was an den König soll.

Wenn jemand zu diesen drei Aemtern erhoben wird, so giebt ihm der König eine Korallenschnur als ein Ehrenzeichen. Eben diese Ehre wiederfährt den Kaufleuten, den Unterhändlern und den Aeltesten. Sie müssen diese Schnur beständig um den Hals tragen, ohne daß sie solche, es sey aus welcher Ursache es wolle, an die Seite legen dürfen. Wenn sie verlohren, oder ihnen gestohlen würde; so wäre der Tod gewiß ihre Strafe. Ein Reisender sah davon zwei Beispiele. Ein Neger hatte sich aus Unachtsamkeit seine Schnur stehlen lassen, und ward ohne Verzug sowol hingerichtet, als der Dieb, der die That bekannte, und drei andre, die es gewußt, aber nicht entdeckt hatten. Auf die Art kostete eine Korallenschnur, die nicht zwei Pfennige werth war, fünf Leuten das Leben.

Der zweite Vorfall war noch außerordentlicher. Der Hauptmann eines portugiesischen Schiffes hielt sich an einem Orte auf, um Schulden einzutreiben; und da sie ihm zu langsam einliefen, ließ er einen Kaufmann, der einer seiner vornehmsten Schuldner war, am Bord seines Schiffes anhalten. Der Neger aber widerstand, und suchte zu entwi-

schen.

schen. In dem Streite mit den Bootsleuten faßte der Pilote seine Korallenschnur, die er in Stücken riß, und über Bord warf. Dieses benahm dem Kaufmanne den Muth so sehr, daß er sich sogleich ergab. Bald darauf aber schoß er den Piloten im Schlafe mit einer Büchse durch den Kopf, und damit war er noch nicht zufrieden, sondern verwundete den Leichnam noch an verschiedenen Orten. Darauf warf er sein Messer weg, und sagte: nun habe er sich gerächet, und es sey ihm gleich viel, was man mit ihm machen wollte. Denn, fuhr er fort, da meine Korallen über Bord geworfen wurden, war ich ein todter Mann, und nun bin ich es auch. Der portugiesische Kaufmann wagte es nicht, ihn zu bestrafen, sondern überlieferte ihn dem Statthalter des Orts, der ihn nach Benin sandte. Daselbst behielt ihn der König in der Absicht gefangen, um ihn in Gegenwart des ersten Portugiesen, der ankommen würde, zu bestrafen.

Der König hat diese Korallen selbst in Verwahrung, und sie nachzumachen, oder ohne seine Erlaubniß zu besitzen, wird mit dem Tode bestraft. Sie sind aus blaßrother

gebackener Erde oder Steine gemacht, wol glasirt, und sehen aus wie rothgesprenkelter Marmor.

Die Erbfolge geht vom Vater auf den ältesten Sohn, der, wofern er von Stande ist, dem Könige einen Sclaven, als einen Erbfall, und einen andern den drei großen Staatsbedienten, schenken muß. Dabei bittet er, daß er seinem Vater in seiner Würde nachfolgen möge. Dieses gewähret ihm der König, und er wird für den einzigen Erben des Vaters erklärt. Seinen jüngern Brüdern giebt er, was ihm gefällt; lebt aber seine Mutter noch, so setzt er ihr ein Leibgedinge nach Standesgebühr aus, und läßt ihr auch das, was sie von seinem Vater bekommen hat. Die andern Wittwen seines Vaters, besonders diejenigen, die keine Kinder haben, nimmt er, wenn sie ihm gefallen, zu sich, und braucht sie für sich. Ausserdem aber läßt er sie zu seinem Nutzen arbeiten, und unterhält keine eheliche Verbindung mit ihnen. Von dieser letztern Art giebt es hier sehr viele.

Hat der Verstorbene keine Kinder, so erbt der Bruder, oder, wenn auch der nicht da ist, der nächste Verwandte. Zeigt sich kein

rechtmäßiger Erbe, so fällt die Erbschaft an den König.

Die Verbrechen werden auf folgende Art bestraft. Der Diebstahl ist nicht sehr gemein, weil die Negern hier nicht so spitzbübisch sind, als an andern Orten. Wenn indeß ein Dieb über der That ertappt wird, so muß er das Gestohlne ersetzen, und wird noch um Geld gestraft. Kann er die Geldbuße nicht bezalen: so wird er am Leibe gestraft. Er wird zum Tode verdammt, wenn er Große bestohlen hat; aber das geschieht selten.

Mordthaten sind noch seltner als Diebstähle. Sie werden mit dem Tode bestraft. Sollte aber der Mörder des Königs oder eines großen Mannes Sohn seyn; so wird er an die äußersten Grenzen des Königreichs verbannt, wo ihn eine starke Wache hinführet. Und weil man von keinem solcher Verbannten weiter etwas sieht und höret; so nehmen es die Negern als ausgemacht an, daß sie getödtet worden sind. Wenn jemand den andern ohne Vorsatz, oder mit der Hand tödtet, und der Todte nicht blutet, auch sein Tod nicht gewaltsam zu seyn scheinet; so

kann der Beleidiger sein Leben erkaufen, wenn er den Todten auf seine Unkosten ehrlich begraben läßt, und nachher einen Sclaven stellt, für ihn zu leiden. Der Sclave muß aber seine Knie mit seiner Stirne berühren, wenn er hingerichtet wird, und der Verbrecher muß den drei Großen noch ausserdem eine ansehnliche Summe bezalen. Alsdann ist er frei, und die Freunde des Umgebrachten müssen zufrieden seyn.

Alle andre Verbrechen, der Ehebruch ausgenommen, werden mit Gelde gebüßt, und die Strafe ist der Größe des Verbrechens angemessen. Kann aber der Verbrecher die Geldstrafe nicht bezalen; so wird er am Leibe gestraft.

Der Ehebruch wird hier auf verschiedene Weise gestraft. Unter dem gemeinen Volke sucht ein Mann alle Mittel, wenn er seine Frau in Verdacht hat, sie auf der That zu ergreifen; denn sonst kann er sie nicht bestrafen. Gelingt es ihm, so ist er berechtigt, sich aller Sachen des Ehebrechers, seiner Sclaven, Bujis, seines Geldes, Elfenbeines, und seiner Waaren zu bemächtigen. Die Frau aber wird mit einer guten Tracht Schlä-

ge

ge aus dem Hause gejagt, ihr Glück zu suchen. Weil aber nach diesem Vorfalle niemand Lust hat, sie zu heirathen; so begiebt sie sich an einen Ort, wo sie nicht bekannt ist, und wo man sie für eine Wittwe hält, um daselbst einen andern Mann zu bekommen; oder sie ernährt sich mit einer Handthierung, die sie nicht zu lernen brauchet.

Die Reichen rächen sich fast auf eben die Art; aber die Verwandten der Frau besänftigen den Mann, um die Beschimpfung zu vermeiden, mit einer guten Summe Geldes, damit er sie wieder aufnimmt. Nachher sieht man sie für eben so tugendhaft an, als zuvor, und sie erhält von ihrem Manne alle vorige Zärtlichkeit wieder.

Die Statthalter bestrafen den Ehebruch schärfer. Denn wenn sie jemand bei ihren Frauen ertappen; so tödten sie beide Verbrecher auf der Stelle, und werfen ihre Körper den Thieren zur Speise vor. Diese ihre Strenge hilft auch so viel, daß ihnen selten dergleichen wiederfähret.

Wenn die Anklage nicht klar genug ist; so muß der Angeklagte seine Unschuld zeigen. Hievon giebt es fünf Arten, deren vier bei

leichten Verbrechen und Geldsachen, die fünfte aber nur beim Hochverrathe und bei Verbrechen, die den Tod nach sich ziehen, gebraucht werden. Die letzte Art wird nur Personen von Ansehen, und auch diesen nur auf besondern Befehl des Königs verstattet.

Die erste Art ist folgende. Der Angeklagte wird vor den Priester gebracht, der eine Hahnfeder fett macht, und ihm damit die Zunge durchsticht. Geht sie leicht durch, so ist es ein Zeichen der Unschuld; und die Wunde, die von dem Kiele gemacht ist, heilt bald zu, und verursacht keine Schmerzen. Stockt aber die Feder in der Zunge, so ist es ein übles Zeichen, und er wird für schuldig erkannt.

Die zweite Prüfung geschieht auf folgende Weise. Der Priester nimmt einen länglichten Erdklumpen, und steckt sieben oder neun Hahnfedern hinein, die der Verdächtige nach einander heraus ziehen muß. Geht solches leicht, so ist es ein Zeichen der Unschuld; im Gegentheil wird er verurtheilt.

Bei der dritten Prüfung wird der Saft gewisser grüner Kräuter dem Beklagten in die Augen gespien. Thut ihm das keinen Schaden, so wird er losgesprochen; bekommt er

aber

aber rothe und entzündete Augen, so ist er schuldig, und muß die auferlegte Geldstrafe bezalen.

Bei der vierten Untersuchung fährt der Priester dem Beklagten dreimal mit einem glüenden kupfernen Armringe über die Zunge, da es alsdann darauf ankommt, ob er verbrannt wird, oder nicht.

Die fünfte und letzte Probe wird kaum einmal in zwanzig Jahren vorgenommen. Wenn nemlich jemand wegen eines großen Verbrechens angeklagt wird, und sich davon durch einen Eid reinigen will, so muß er vorher des Königs Erlaubniß dazu erhalten. Darauf bringt man ihn an einen gewissen Fluß, welcher die ausserordentliche Eigenschaft haben soll, daß er einen jeden Unschuldigen gelinde hinüberführt, wenn er auch noch so ungeschickt im Schwimmen wäre; im Gegentheil aber die Schuldigen, auch die besten Schwimmer, ersäuft. Denn wenn man den Schuldigen hinein wirft; so wird das Wasser unruhig wie ein Wirbel, und setzt sich nicht eher wieder, als bis er auf dem Boden ist.

Alle Geldstrafen für Verbrechen werden auf folgende Art eingetheilt. Zuerst wird der Beleidigte damit befriedigt; alsdann bekommt der Statthalter seinen Theil, und zuletzt die drei Großen. Nur der König bekommt und erfährt nichts davon. Sind die letztern mit dem Uebersandten zufrieden, so ist es gut; aber oft schicken sie ihren Theil dem Unterkönige zurück, und melden ihm: die Geldstrafen wären zu geringe, und er hätte seiner Pflicht kein Genüge gethan. Dann muß man ihnen oft noch einmal so viel senden, um ihn zu besänftigen.

V. Von dem Könige, seiner Pracht und seinen Einkünften.

Ein neuer König zu Benin tritt die Regierung folgendergestalt an. Wenn der regierende Monarch fühlet, daß er sterben muß; so schickt er nach dem Onegwa, einem von den vornehmsten Staatsbedienten, und befiehlt ihm bei Lebensstrafe, seinen letzten Willen bis nach seinem Tode geheim zu halten. Dieser besteht darin, daß einer von seinen Söhnen zum Nachfolger ernannt wird. So

bald

bald der König todt ist, nimmt dieser Staatsbediente sogleich alle Schätze und Sachen in Verwahrung, und läßt sich alle Söhne des Königs auf ihren Knien schwören, und jeder von ihnen sucht ihm gefällig zu seyn, weil keiner weiß, ob er zum Nachfolger ernannt sey.

Wenn die Zeit zur Ausrufung des neuen Königs heran nahet, so läßt der Onegwa den Großkronmarschall holen. Dieser fragt, so bald er kommt, was man von ihm verlange? Wenn ihm dann der Onegwa des verstorbenen Königs Befehl wegen der Nachfolge gemeldet hat; so läßt jener sich solches von ihm fünf- oder sechsmal wiederholen. Darauf geht er nach Hause, und schließt sich ein, ohne jemanden von dem, was er gehört hat, etwas zu sagen.

Darauf schickt der Onegwa nach dem Sohne des Verstorbenen, der zum Nachfolger ist ernannt worden, und befiehlt ihm, dem Großmarschall in seinem Hause aufzuwarten, und von ihm zu verlangen, daß er dem Staate einen König geben solle. Der Prinz geht sodann nach des Großmarschalls Verordnung in den Palast zurück. Fünf oder sechs Tage

hernach kommt dieser wieder in den Palast, um mit dem Onegwa die Ausrufung des neuen Königs zu verabreden. Er läßt ihn des vorigen Königs Verordnung wegen der Thronfolge von neuem wiederholen, und fragt ihn: ob er sich nicht etwa in dem Namen des Sohnes irre? Darauf lassen sie beide den jungen Prinzen holen, der seines Vaters Willen kniend erfährt, ihnen für ihre Treue in Erfüllung des Aufgetragenen dankt, aufsteht, und sogleich mit den königlichen Zierrathen bekleidet wird. Darauf ruft man ihn als König von Benin aus, und die Grossen und das Volk huldigen ihm auf den Knien.

Wenn dies geschehen ist; so begiebt sich der neue König gewöhnlich nach der Stadt Daseboe, die nicht weit von der Stadt Benin liegt, und hier hält er so lange Hof, bis er in den Regeln der Regierung hinlänglich unterrichtet ist. Während dieser Zeit regieren seine Mutter, der Onegwa und Großmarschall in Benin. Und nach Verlauf derselben bringt ihn der letztere hieher, und setzt ihn in den Besitz des Palastes und des königlichen Ansehens.

Nachher

Nachher sucht der König seine Brüder hinzurichten, um sich dadurch gegen alle, die nach der Regierung streben könnten, zu sichern. Man verschonte einmal einige; aber sie führten sich für diese Gnade sehr undankbar auf, und verbanden sich mit den Freunden etlicher verbannten und verurtheilten Fiadors. Daher gab der König den Befehl, alle seine Brüder zu ersticken, oder auf andre Art hinzurichten. Einige erzählen, man hätte sie genöthigt, sich selbst zu erhenken, weil niemand an das königliche Blut Hand anlegen dürfen. Nach ihrem Tode aber wurden sie prächtig begraben.

Wenn der König sich dem Volke zeigt; (welches nach einigen Nachrichten nur einmal, nach andern aber zweimal im Jahre geschieht,) so geschieht es mit großer Pracht. Mehr als sechshundert Frauen begleiten ihn, die aber nicht alle seine ordentliche Gemahlinnen sind. Die Großen hier haben achtzig bis neunzig, und selbst die Aermsten zehn bis zwölf Frauen.

Zu einer gewissen Zeit im Jahre reitet der König aus, um sich dem Volke zu zeigen. Diesen Tag trägt ihn eines seiner besten

Pferde,

Pferde, (die besten aber sind nur sehr mittelmäßig) reich ausgeputzt, und drei- bis vierhundert seiner vornehmsten Minister und Staatsbedienten folgen ihm; einige zu Pferde, andre zu Fuße, mit Schilden und Wurfspießen bewaffnet, und vor und nachher gehen Musikanten. Vor dem Zuge werden etliche zahme Leoparden und Tyger in Ketten geführet, welche Stumme und Zwerge begleiten. Den Beschluß dieses Festes macht gewöhnlich ein Opfer von zehn oder zwölf Sclaven, die das Volk dem Könige zu Ehren kauft.

Der König hat viele Edle zur Aufwartung, die nach Hofe in Seitensatteln, mit beiden Füßen auf einer Seite, reiten. Ein Knecht führt das Pferd, und an jeder Seite geht ein Sclave, auf den sie sich lehnen. Ein Zug von Knechten und Sclaven folgt ihnen nach, von denen einige Sonnenschirme über ihres Herrn Kopf halten; die übrigen ziehen in Ordnung hinterher, und einige schlagen Trommeln, andre spielen auf Hörnern oder Flöten. Ausser diesen Instrumenten aber haben die Edlen vom ersten Range noch eines, das ihnen eigen ist. Ihre Knechte nemlich tragen

gen ihnen ein Netz nach, das wie die Handnetze unserer Fischer, und mit etwas angefüllt ist, das beim Schütteln wie Nüsse in einer Büchse rasselt.

Der König hat sehr viele Sclaven von beiderlei Geschlechtern. Man begegnet ihnen überall. Sie tragen allerlei Arten von Früchten, Palmöl, Wasser, Gras für die Pferde, alles zum Dienste des Palastes, auf ihren Köpfen. Bisweilen schickt der König einem Edlen Essen, welches dann durch des Königs Knechte mit großer Pracht hingetragen wird. Einige gehen voran, um Platz zu machen, und das Volk abzuhalten.

Wenn auch jemand bei dem Könige Gehör hat; so muß doch alles, was man ihm sagen will, den drei Großen vorgetragen werden. Diese sagen es ihm, und bringen die Antwort zurück. Dabei gehen sie immer hin und her, so daß man nicht weiß, ob sie die Nachrichten von beiden Seiten getreulich überbringen.

Der König darf seine eigne Mutter nicht besuchen. Diese hält in einem besondern Palaste außer der Stadt Benin Hof, und alles,

les, was ihr der König zu sagen hat, geschieht durch seine Minister.

An dem Zimmer des Königs hält ein Neger, mit einem gezückten Schwerdte in der Hand, Wache. Alle Götzen des Königs werden auf elfenbeinernen Gestellen in seinem Palaste aufgesetzt. Alle Geschenke, die man ihm überreicht, werden mit Matten bedeckt. Verschiedene Negern mit weißen Stäben gehen voran und hinterher. Wem der Zug begegnet, der muß aus dem Wege gehen, oder er bekommt derbe Schläge. Diese Vorsicht soll dazu dienen, daß aller Gelegenheit, die Sachen des Königs zu vergiften, oder ihn umzubringen, vorgebauet wird.

Seine Einkünfte sind sehr beträchtlich. Er hat weitläuftige Länder, die von verschiedenen Statthaltern regiert werden. Jeder von diesen weiß, wie viel Säcke voll Bujis er dem Könige liefern muß, welches sich auf eine große Summe beläuft. Die geringen Statthalter bezalen ihren Antheil statt Geldes in Vieh, Schafen, Hühnern, Ignames oder Zeugen; kurz in allem, was zu seiner Haushaltung nöthig ist. Daher braucht der

König

König dafür nichts auszugeben, und kann seine Einkünfte unangegriffen hinlegen.

Auf ein- und ausgeführte Waaren sind keine Zölle gesetzt; sondern jeder bezalt jährlich dem Statthalter des Ortes, wo er sich aufhält, eine gewisse Summe für die Freiheit zu handeln. Der Statthalter schickt einen Theil davon an den König, und wenn dieses ausgemacht ist, so weiß er, wie viel jährlich für ihn übrig bleibt.

Den Europäern wird hier sehr wol begegnet; denn die Abgaben von jedem Schiffe an den König, die drei Großen, und die Statthalter der Plätze, wo sie handeln, belaufen sich alle zusammen nicht über sechs Pfund Sterling. Und dafür haben sie vollkommene Freiheit zu handeln.

Der König soll, wie man erzählt, in einem Tage zwanzig tausend Mann, und im Nothfall achtzig bis neunzig tausend aufbringen können. Solchergestalt ist er allen seinen Nachbarn furchtbar. An der Beute hat niemand als der General oder Feldmarschall Theil, der Owe Aserri oder Siassiri genannt wird.

In der Schlacht halten sie gute Ordnung, und niemand darf seinen Posten bei Lebensstrafe verlassen. Ein andrer Reisender aber versichert, ob sie gleich sehr von Seeräubern beunruhiget, und oft von ihren Nachbarn angefallen würden, so wären sie doch in der Kriegskunst ganz unwissend. Wenn sie ins Feld zögen; so hätten sie weder Mannszucht noch Ordnung, ja nicht einmal Heerführer oder Officiere. Sie wären so zaghaft, daß sie nur die höchste Noth fechten lehrte, und vertheidigten sich so schlecht, daß sie bald geschlagen oder gefangen würden.

Ihre Waffen sind kurze Säbel, kleine Dolche, Wurfspieße nebst Bogen und Pfeilen, wovon die letztern vergiftet sind. Sie haben auch Schilde, die aber von Bambus gemacht, und deshalb so schwach sind, daß sie keinen starken Schlag aushalten, und mehr zur Zierde als zur Vertheidigung dienen.

Zehnter Abschnitt.

Bewohner der Küste von Rio Formosa bis nach Cape Formosa.

An der Mündung des Rio Formosa, oder des Flusses Benin, befinden sich die Schwarzen von Usa, welche wegen ihrer Räubereien die Seeräuber von Usa genannt werden. Sie sind sehr arm, und leben nur vom Plündern. Sie schiffen in alle Gegenden des Flusses, und nehmen alles weg, was ihnen vorkommt, Menschen, Waaren und Vieh. Dafür versorgen sie sich mit Lebensmitteln, an denen sie gänzlich Mangel leiden.

Achtzehn Seemeilen südost von Rio Formosa ist der Rio Forcado. Unweit der Mündung dieses Flusses liegt der Flecken Poloma, der nur von Fischern bewohnt wird. Die Negern an diesem Flusse gehen nackend, bis sie zu Sclaven gemacht werden, da sie sich dann mit einem Stücke Zeug bedecken. Die Portugiesen handeln hieher nach Sclaven, deren sie hier eine große Menge kaufen.

Das Königreich Awerri, Ouwerri oder Oveiro liegt längst dem Rio Forcado. Die Hauptstadt, wovon das Land den Namen erhält, liegt an eben dem Flusse. Sie hat ohngefehr zwei Meilen im Umfange, ist auf der Landseite mit Waldung und Gebüsche umgeben, und der Wohnplatz des Königs. Die Häuser sind durchgängig sauber und zierlich, wenn man dabei bedenkt, daß sie von Schwarzen gebauet werden; besonders der Vornehmern ihre. Die Wände sind von Leimen, roth oder grau gemalt, und die Dächer von Palmblättern. Des Königs Palast ist nicht so groß, als der zu Benin, sonst aber kommt er diesem an Gestalt, Bauart und Baumaterialien gleich.

Die Luft ist wegen der bösartigen Ausdünstungen aus dem Flusse sehr ungesund. Diese Ausdünstungen breiten sich über das ganze Land aus, und verursachen Sterben unter den Europäern, besonders unter denen, die die Queerflüsse besuchen, welche in den Forcado fallen, und dabei unordentlich leben, oder sich vor dem Abendthau nicht in Acht nehmen. Die Portugiesen und Holländer holen von hier starke muntre Sclaven,

die

die besser sind, als die andern guineischen; aber man kann ihrer in einem Jahre nicht über fünfhundert bekommen.

Die Einwohner sind in ihrem Handel höflich und ehrlich, aber verdrießlich in dem langen Zaudern, ehe ein Preis festgesetzt wird, der nachher, wenn er einmal ausgemacht ist, für alle unverändert bleibt.

Das Land ist überhaupt nicht sehr fruchtbar, und der Nachtthau nicht häufig. Daher haben sie wenig Gras für ihr Vieh, und das Vieh ist selten groß; auch haben sie nicht so viel Pferde, als in Benin und den Gegenden nach Westen und Norden.

Hühnervieh ist in Menge hier, und grösser, als in einem Theile von Guinea. Sie haben eine besondre Art, es zuzubereiten. Wenn sie nemlich ein Huhn braten, so begießen sie es mit dem, was davon herunter träuft, und worunter sie das Gelbe von einem Ei gerührt haben. Und dieses giebt ihm einen guten Geschmack.

Es giebt hier die Menge Palmbäume, Limonien, Orangen, und guineischen Pfeffer oder Malaghetta, auch viele Bananasbäume und Maniokbüsche. Aus den letztern

machen sie das, was die Portugiesen Holzmehl nennen, dessen sie sich ordentlich statt des Brodtes bedienen.

Männer und Frauen sind wohlgestaltet, und die letzten besonders artig. Beide Geschlechter haben drei breite Schnitte im Gesichte, einen auf der Stirne über der Nase, und und die andern beiden auf den Seiten der Augen unweit des Schlafes. Sie tragen ihr Haar lang und kurz, wie es ihnen einfällt.

Sie sind arbeitsamer als die Negern in Benin, und eben so reinlich als sie. Die Stücken Zeug, mit denen sie sich bedecken, sind viel feiner, und etwa sieben Ellen lang. Sie winden sie um ihren Unterleib und um ihre Brust so, daß die Enden herabhängen. Manche sind von Baumwolle, andre von Rinde, Flachs und Schilfe, der so fein als Seide gesponnen, und in Streifen gewebt wird; der Einwurf hängt an jeder Seite wie eine Franse herunter. Diese Zeuge werden mit Vortheile an der Goldküste verkauft.

Jedermann hat hier, wie in andern Theilen von Guinea, so viele Frauen, als er will;

aber

aber wenn er stirbt, so gehören alle seine Wittwen dem Könige.

Die Religion des Landes ist von der in Benin nur darin unterschieden, daß diese ihren Götzen Männer und Kinder opfern, wovor die Leute zu Ouwerri einen Abscheu haben, und sagen: Menschenblut zu vergießen gehörte für den Teufel. Sie beten auch die Götzenbilder nicht sehr an, und das Vergiften ist bei ihnen nicht so gewöhnlich, als an andern Orten in Guinea.

Der König von Ouwerri, der, wie einige sagen, dem Könige von Benin zinsbar ist, herrschet unumschränkt.

Eilfter Abschnitt.

Von den Bewohnern der Küste von Rio Forcado, bis nach Rio Real oder dem Flusse Neu Kalabar.

Die Stadt Neu Kalabar liegt auf einer Insel dicht an dem festen Lande, an der Nordseite eines kleinen Flusses, der in

den Rio Real fällt. Sie ist der vornehmste Platz der holländischen Handlung, und enthält dreihundert und neun Häuser, die nach der Negern Art mit Pallisaden umgeben sind. Dieser Fluß macht an seiner Mündung ein großes Eiland, das über und über waldigt, und so nahe am festen Lande ist, daß man es kaum für ein Eiland erkennt, weil der Fluß da sehr schmal ist. Auf der Nordseite der Stadt ist ein großer morastiger Grund, der bei der Fluth oft überschwemmt wird, so daß das Wasser zwischen den Häusern steht, die ohne Ordnung hin und her gebauet sind. Des Königs Haus ist sehr hoch und luftig. Weil das Land um die Stadt herum trocken und unfruchtbar ist, so suchen die Leute meist ihre Nahrung aus einer nordlichen Gegend, die von Schwarzen, namens Hakbous, bewohnt wird. Diese sind starke und kriegerische Leute, die beständig auf ihre Nachbarn streifen. In ihren Ländern werden wöchentlich zwei Markttage mit Sclaven und Lebensmitteln gehalten, und von den Kalabarschwarzen ordentlich besucht. Diese versorgen sich da mit beiden, besonders mit Palmöle und Weine, die im Ueberflusse zu haben sind.

Die

Die Lebensart zu Kalabar ist sehr gesellig. Die Einwohner versammeln sich alle Abende bei einem nach den andern, die Reihe herum. Die Bewirthung besteht in zwei oder drei Töpfen Palmwein, deren jeder zwölf oder funfzehn Gallonen hält. Eine jede Person, männlichen und weiblichen Geschlechts, bringt ihren eignen Stuhl mit. Auf denselben setzen sie sich in einen Kreis, und trinken aus einem wolpolirten Ochsenhorne, darein ein Quart oder etwas mehr geht, und dabei singen und lärmen sie, bis das Getränke aus ist.

Ihre ordentlichen Speisen sind Ignames mit Fischen und Palmöle gekocht, die sie für Leckerbissen halten. Sie haben eine Menge Elephantenzähne, die sehr groß, aber auch so theuer waren, daß kein Vortheil dabei gewesen wäre, sie nach Europa zu führen.

Ein jedes Haus ist sowol, als die Strassen der Stadt, voll Götzenbilder. Sie nennen sie Jou Jou, und sehen sie als Schutzgötter an. Viele sind getrocknete Kopfe von Thieren; andre sind aus Thone und Erde gemacht, und übermalt.

Ehe der König an Bord eines neuangekommenen Schiffes geht, begiebt er sich zu seinem Götzenhause, unter Rührung der Trommeln, wobei alle seine Begleiter mit entblößten Häuptern folgen. Daselbst wirft er sich vor diesen Puppen nieder, bittet um eine glückliche Reise, und opfert eine Henne. Diese wird lebendig mit einem Fuße an eine Stange gebunden, an dem andern Fuße hat sie einen kupfernen Ring, und in diesem Zustande läßt man das arme Thier, bis es verhungert. Wenn ihre Canoeflotte den Fluß hinauf nach Sclaven geht, oder wenn sie zurück kommt, so verrichtet der König eben diesen Götzendienst.

Die Schwarzen von Kalabar sind überhaupt sehr diebisch, und in ihren Versprechungen, die sie auf das feierlichste gethan haben, treulos.

Die Stadt Groß Bandi besteht aus dreihundert Häusern, die in Abtheilungen unterschieden sind, und liegt auf einem morastigen Eilande, unweit dem festen Lande, welches demjenigen ähnlich ist, worauf sich Neu Kalabar befindet; nur daß es etwas größer ist. Die Gebäude und die Sitten der

Ein-

Einwohner stimmen auch mit jenen überein. Die Stadt ist stark von Schwarzen bewohnt, die sich mit Handlung und Fischerei beschäftigen. Sie haben große Canoes, deren manche sechzig Fuß lang und sieben breit sind, und sechzehn bis zwanzig Mann zum Rudern haben. Darauf führen sie Fische und europäische Waaren in das höhere Land, und bringen dagegen eine große Menge Sclaven von allerlei Geschlecht und Alter, auch Zähne, für die europäischen Schiffe mit. Verschiedene dieser Schwarzen sind Factore der Europäer, oder ihrer eignen Landesleute, die ihnen ihre Waaren anvertrauen, um sie auf den Märkten höher im Lande abzusetzen, und Sclaven dafür zu kaufen. Die Sclaven, die man hier bekommt, sind keine Kriegsgefangnen, sondern von diesen Leuten, ihren Nachbarn tiefer im Lande, abgekauft, die sie selbst von noch entferntern Völkern kaufen.

Die Stadt Doni oder Boni liegt am Rio Laitomba, oder Santo Domingo, der auch Doni, Boni und Andoni genannt wird. Sie ist groß und volkreich, und verhandelt Sclaven und Elephantenzähne an die Europäer. Sie haben viel schwarzes großes Vieh,

Schweine und Ziegen, die aber klein sind, besonders auch ihre Kühe. Palmwein ist ihr gewöhnliches Getränk.

Nicht weit von dem Hause des Königs ist ein andres, in dem er seinen Götzen oder Jou Jou aufbewahrt. Dieser besteht in einem großen Behältnisse voll Hirnschädel von seinen im Kriege getödteten Feinden, oder auch von Thieren, nebst einer Menge Menschenknochen, und anderm solchen Zeuge mit Thone zusammen gebacken, und gemalt. Sie sind so abergläubisch, daß, wer sich wagte, etwas davon anzurühren, in Gefahr seines Lebens gerathen würde. Ausserdem verehren sie auch Ochsen, und eine große Art Eidechsen. Wer eines von diesen beiden Thieren tödtet, wird am Leben gestraft.

Die meisten von diesen Schwarzen sind beschnitten, und bezeigen ihren Priestern große Ehrerbietung. Wenn sie Thiere tödten, um sie zu essen, so behalten sie die Eingeweide ihren Götzenbildern vor, und legen sie auf kleine Altäre, die an verschiedenen Orten den Götzen zu Ehren aufgerichtet stehen.

Zwölfter Abschnitt.

Von den Völkern, die von dem Rio del Rey bis nach dem Rio Gabon wohnen.

Der Rio del Rey wird von den Kalbongos bewohnt. Diese sind in zwei Statthalterschaften getheilet, wovon die eine längst dem Obertheile des Flusses gegen Norden, nach der Landschaft Gabon zu, wohnet; die andre gegen die Mündung des Flusses. Beide leben mit einander in Feidschaft. Es ist ein starkes Volk, aber arm, treulos und schelmisch im Handel. Sie sind sehr grausam und viehisch. Der Vater verkauft seine Kinder, der Mann seine Frau, der Bruder seine Schwestern u. s. w. In ihren Häusern und an ihrem Körper sind sie unreinlich. Sie gehen ganz nackend, und beschmieren sich den Leib mit einer gewissen rothen Farbe. An ihren Stirnen haben sie verschiedene Narben, die sie mit glüenden Eisen oder Zangen gemacht haben. Ihr Haar

wickeln

wickeln sie auf mancherlei Art auf, und ihre Zähne feilen sie so scharf, als Nadeln. Ihre vornehmste Handthierung ist die Fischerei in den Flüssen, die sehr fischreich sind.

Die Art, wie sie ihre Unschuld, wegen angeschuldigter Verbrechen, an den Tag legen, ist, daß sie einen Schnitt in den Arm thun, und das Blut aussaugen. Eben das thun die Bewohner der Landschaften Ambozes, Ambo und Boeteri, welche gegen jene, wegen ihrer Bosheit, einen tödtlichen Haß hegen.

Auf der Insel Branca, die zwischen dem festen Lande und der Insel Fernando Poo liegt, sind die unverschämtesten Frauenspersonen in ganz Guinea. Denn sie treiben öffentlich, im Angesicht aller Menschen, Unzucht.

Ein holländisches Schiff ankerte hier einmal, und eine Schaluppe mit acht und zwanzig Schwarzen kam an Bord desselben. Einer von ihnen hatte eine Trommel, und einen hohlen Stock, wie eine Flöte. Ein andrer, dessen Gesicht, Arme und Brust weiß waren, hielt in einer Hand einen grünen Ast und eine Klocke, und in der andern

dern einen kleinen Vogel, wie einen Sperling, den er von Zeit zu Zeit auf das Verdeck fliegen ließ. Und weil er mit den Holländern durch Zeichen redete, so ließ er seine Klocke oft klingen, um seine Verwunderung über das, was er verstand, zu erkennen zu geben. Wie einige Holländer in ihr Dorf ans Land giengen, sahen sie eine kleine Hütte, drei Fuß hoch, in der sich ein irdener Krug, mit einem Netze bedeckt, befand, den sich das arme Volk nicht wollte wegnehmen lassen. Neben dem Kruge stand das Bild von einem Kinde, sehr ungestaltet in Holz gehauen, mit Fischgräten rund um das eine Auge, und in dasselbe hineingesteckt. Man vermuthete, daß es ihr Götzenbild seyn müßte, und bemerkte, daß sie die Beschneidung hielten; aber man konnte nicht entdecken, daß sie einen Begriff von einer Gottheit hätten, oder eine Art des Gottesdienstes verrichteten.

Dreizehnter Abschnitt.

Von den Bewohnern des Rio de Gabon.

Der Rio de Gabon liegt gerade unter dem Aequator. Die Pongoeilande liegen nicht weit von dem nordlichen Ufer, und werden von einander durch besondre Namen unterschieden. Eines von ihnen hat etwa zwei Seemeilen im Umkreise, und eine große Höhe in der Mitte. Die Engländer nennen es Prinzeneiland; die Holländer aber die Königsinsel, weil es der Sitz des Königs und sehr volkreich ist. Das andre heißt das Papageieneiland, wegen der großen Menge dieser Vögel, die sich hier befinden. Diese Insel hat verschiedene Arten von guineischen Früchten in Menge, und dient den Bewohnern des Prinzeneilandes zu einer Zuflucht in Kriegszeiten, weil sie von Natur befestiget ist. Durch die beständige Ankunft von europäischen Schiffen, haben diese Leute ihr wildes Wesen einigermaßen verändert; aber sie bleiben noch immer sehr ungesittet.

Der

Der König von Pongo wird von den Einwohnern Mani Pongo, oder der Herr von Pongo genannt. Sie sind sehr langweilig in ihrem Handel, trödeln bisweilen einen ganzen Tag über einen Zahn, gehen fünf- oder sechsmal weg, und kommen wieder, so daß man zu keinem Schlusse kommen kann.

So große Liebhaber diese Leute auch vom Branntewein sind, so genießen sie doch am Bord eines Schiffes keinen Tropfen, bis sie ein Geschenk bekommen haben, und wenn man zu lange damit verzögert, so haben sie die Unverschämtheit zu fragen: ob man glaube, daß sie umsonst trinken sollten? Und so muß man sie noch bezalen, damit sie nur trinken, sonst verhandeln sie keinen Zahn.

Sie sind sehr fertig, die Ankommenden zu beschenken, aber noch fertiger, andre Geschenke dagegen anzunehmen. Säumet man damit, so fordern sie; ja sie nehmen wol die ihrigen wieder zurück, wenn sie nicht mehr dafür bekommen.

Die Einwohner von Rio de Gabon sind ein wildes und grausames Volk, und beständig sowol zur See, als zu Lande, im Kriege begriffen. Sie schonen niemanden, und die Fremden am wenigsten. Die Holländer empfanden ihre Grausamkeit im Jahre 1601, da sie sich eines spanischen Schiffes, und zweier holländischen bemächtigten, und das Volk umbrachten. Die Mannsleute sind sehr diebisch, und die Frauenspersonen sehr unverschämt. Diese halten es sich für eine große Ehre, von Fremden Liebkosungen zu erhalten, und ihre Männer, ja der König selbst, bieten sie den Europäern frey an. Von Blutschande wissen sie nichts. Die Mutter hält mit dem Sohne, und der Vater mit der Tochter zu. So wenig Einwohner auch an dem Flusse sind, so sind sie doch in drei Klassen getheilt, deren eine für den König, die andre für den Prinzen gehört, und die dritte für sich ruhig lebt. Die beiden ersten sind allezeit im Kriege, aber nicht öffentlich. Indessen berauben sie einander bei Nacht, und kommen mit Beute oder Schlägen, wie es das Schicksal fügt, zurück.

Sie bilden sich auf einen holländischen Namen sehr viel ein, und sagen ihn sogleich, so bald sie an Bord kommen, weil sie glauben, die Holländer machten deshalb mehr aus ihnen. Es gefällt ihnen auch sehr wol, wenn man sie bei diesem erborgtem Namen rufet.

Sie bedecken ihre Blöße mit Matten, die zierlich aus Baumrinden gemacht, und roth gemalt sind. Sie putzen sie mit einer Affen- oder andern wilden Thierhaut aus, und setzen eine kleine Klocke in die Mitte. Das Haupt haben sie alle unbedeckt, und ihr Haar tragen sie auf eine seltsame Art verschnitten oder aufgebunden. Einige tragen kleine Kappen aus Zweigen oder von der Rinde des Cacoa gemacht. Andre haben Federbüsche mit Eisendrathe oder Bleche befestigt. Den Leib färben sie roth mit Wasser, worin ein gewisses Holz gekocht worden ist. Einige tragen Ringe in ihren Ohren, Nasen und Lippen; andre stecken Stücke Elfenbein da hinein. Noch andre machen ein Loch in die Unterlippe, wodurch sie ihre Zunge stecken. Die Ohrenringe mancher wiegen beinahe ein Pfund. Sie stecken auch wol kleine Stäbe

in die Ohren. Die meisten tragen einen Gürtel von Büffelshaut mit den Haaren daran, dessen Enden aber bis auf eine Hand breit von einander bleiben, und mit einem Stricke vorn zusammen gebunden sind. Hierin stecken sie vorn ihre breiten und kurzen Messer.

Die Frauenspersonen tragen viele und sehr breite Armbänder von Kupfer und Zinn. Rund um den Unterleib haben sie Matten von Schilfe. Sie leben wie Wilde, schlafen auf der Erde, und manche legen ein Küssen oder Strohmatten unter sich. Ihre Verrichtung ist Wasser zu tragen, und Früchte und Wurzeln zu sammeln, und zuzubereiten. Ihre Haut ist bei Männern und Frauen von so mancherlei Figuren durchschnitten, daß es seltsam anzusehen ist.

Mit den Bootsleuten handeln sie um ihre abgelegten Kleider, in denen sie sich für sehr geputzt halten. Besonders aber haben sie die Hüte und Perücken gern, die sie aber auf eine seltsame Art tragen.

Sie sind meist große, starke, und wolgestaltete Leute. Von der rothen Farbe, und dem Elephanten- und Büffelsfette, womit sie ihren Leib beschmieren, stinken sie so abscheulich, daß man sie weit in der Ferne riecht. Ihre Waffen sind Wurfspieße und Pfeile. Sie haben noch ein besondres Gewehr, wie Speere, nur daß die Spitzen weiter hervorragen. In den Händen führen sie beständig einen Dolch, und sie haben dergleichen mit drei Schneiden, die sehr gefährlich sind. Ihre Trommeln gehen am untern Ende spitz zu. Ihre Speere sind gut gemacht; denn sie haben gute Schmiede unter sich. Wenn sie ins Feld ziehen, so tragen ihre Frauen ihnen das Gewehr.

Ihre vornehmsten Speisen sing Ignames, Potatoes und Bananas. Diese letzte brauchen sie getrocknet, statt des Brodtes. Sie haben noch einige andre Wurzeln, und Zuckerrohr. Sie trocknen auch Fische und Fleisch, zum Aufbewahren, in der Sonne. Bei dem Essen liegen sie auf der Erde, und haben hölzerne Teller, wobei sie sich sehr unsauber aufführen. Nur ihr Mani hat zin-

nerne Teller. Während des Essens trinken sie nicht, nachher aber trinken sie so viel, bis sie voll sind. Ihr Getränke ist entweder Palmwein, oder ein Gemisch von Honig und Wasser, wie Meth.

Alle Negern trinken unmäßig Branntewein; aber diese übertreffen ihre Brüder, und saufen alles aus, was sie bekommen können. Sie verkaufen einen mittelmäßigen Elephantenzahn für eine Menge Branntewein, den sie gewiß austrinken, ehe sie aus einander, und manchmal, ehe sie aus dem Schiffe gehen.

Wenn sie halb trunken sind, und einer einen Trunk mehr, als der andre bekommt, so fangen sie an, sich zu balgen, ohne Achtung auf König, Prinzen oder Priester zu haben. Diese helfen dann auch tapfer mit, um nicht müßige Zuschauer abzugeben. Die Helden sind in ihrem Kampfe so hitzig, daß Wämse, Hüte, Perücken, und was sie sonst haben, über Bord fliegen.

Das Beste ist, daß diese Branntweinsäufer nicht sehr zärtlich sind. Man kann ihnen das Getränke mit der Hälfte Wasser verlängern, und ein wenig spanische Seife, wovon oben ein Schaum entsteht, dient ihnen als ein Beweis der Güte.

Die meisten unter ihnen leben wol hauptsächlich von der Jagd und Fischerei. Denn man hat weder Merkmale des Ackerbaues, noch Korn oder Mühle bei ihnen angetroffen. Ihre Häuser sind aus Gesträuche und Rohre künstlich gebauet, und sehr zierlich.

Des Königs Palast ist größer, als die andern Gebäude, und seine Kleidung von der des Volks unterschieden. Sie besteht meistens in Schnüren aus Knochen und Muscheln, die roth gefärbt, und angereihet sind. Er hat diese um den Hals, die Arme, und Füße. Im Gesichte ist er weiß gemalt. Seine Unterthanen sind ihm sehr gehorsam. Vor dem Thore seines Palastes steht eine metallene Kanone, nebst einigem andern Geschütze, das er den Franzosen abgekauft hat. Denn die Negern sind davon große Liebhaber. Die

Sprache am Rio Gabon sowol, als die Religion, sind mit der am Vorgebirge Lope Gonsalvo einerlei, und leichter, als auf der Goldküste zu lernen, weil sie langsam sprechen.

Sie verehren Sonne und Mond. Einige beten Bäume, andre die Erde an, weil diese ihnen ihren Unterhalt bringt. Aus eben der Ursache speien sie auch nicht auf die Erde aus.

Aus der geringen Ehrerbietung, die sie einander erzeigen, folgert ein Reisebeschreiber, daß jeder freier Mann für sich lebte, ohne sich um den König zu bekümmern, der daher nur den leeren Titel ohne Macht hat. Zu seiner Zeit war nur ein König oder Mani am Flusse Gabon.

Seine Majestät trieben, wie ein ehrlicher Mann, anstatt ihren Unterthanen das Blut auszusaugen, das Schmiedehandwerk, um ihr Brodt damit zu erwerben. Sie verabsäumten dabei andre Einkünfte nicht, z. B. ihre Frauen den Europäern zu leihen; aber

bei

bei dem allen waren sie, wie die übrigen Leute, sehr armselig.

Zu einer andern Zeit waren drei mächtige Könige an diesem Flusse; einer zu Kajombo, an der Nordseite; der andere zu Gabon, an der Südseite des Flusses; und der dritte und stärkste auf der Insel Pongo.

Der Winter ist hier vom April bis zum August, während welcher Zeit die Hitze ausserordentlich, und das Wetter trübe und wölkig ist. Dabei wird der beständige Regen von der Erde, so bald er gefallen ist, eingesogen, ohne einige Merkmale der Nässe zu hinterlassen. Die Flüsse schwellen von diesem Regen auf, und sind zu der Zeit voller Fische. Tag und Nacht ist bei ihnen gleichlang. Ihr Winter fängt in unserm Frühlinge, und ihr Sommer mit unserm Herbste an. Der letztere aber ist kälter als jener.

Das Land um diesen Fluß hat eine unglaubliche Menge von wilden Thieren, besonders Elephanten, Büffeln und Ebern. Baumfrüchte und alle Arten guter Fische ha-

ben sie gleichfalls in großer Menge. Ihre Art zu fischen ist sehr lustig. Sie fahren nemlich längst der Flußseite in einem Canoe, und wenn sie einen Fisch sehen, so schießen sie ihren Wurfspieß nach ihm. Und in dieser Uebung sind sie so geschickt, daß sie selten ihr Ziel verfehlen.

Von den Issinesen,

Bewohnern des Königreichs Issini auf der Goldküste.

Gottfried Loyer, ein Jacobitermönch, der sich als Missionär auf der Küste von Guinea aufgehalten hat, lieferte 1714 eine Beschreibung dieser Völkerschaft, die die Verfasser der Allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande im 3ten Theile S. 430 u. ff. mit den Bemerkungen andrer Reisenden in ihr Werk aufgenommen haben. Sie versichern, daß dieser Schriftsteller die besten Nachrichten von Issini gebe, und auf eine sehr natürliche und ungezwungene Art vortrage, die gemeiniglich die Aufrichtigkeit zu begleiten pflegt. Loyer gieng im Jahr 1701 nach Issini, und blieb zwei Jahre daselbst.

Erster Abschnitt.

Von ihrer Person, Character, Heirathen, Speisen und Häusern.

Die Issinesen haben ausser der schwarzen Farbe nichts unangenehmes in ihrer Bildung und Gestalt. Wenige von ihnen haben platte Nasen. Ueberhaupt haben sie

gute

gute Gliedmaßen, sind groß, wolgestaltet und stark; haben lebhafte Augen und weiße Zähne, die sie durch Reiben mit einem gewissen Holze erhalten. Sie sind für ihre schwarze Farbe sehr besorgt, und reiben deshalb die Haut alle Tage mit Palmöle, welches mit gestoßenen Kohlen vermengt ist. Dadurch wird sie schwarzglänzend, wie ein Spiegel. Sie leiden weder Haare noch Unreinigkeiten am Leibe. Wenn sie alt werden, so vermindert sich ihre Schwärze, und ihr wolliges Haupthaar wird grau. Sie sind sehr sorgfältig für dieses Haar, und binden es auf hunderterlei verschiedene Arten auf. Sie kämmen es mit einer hölzernen vierzackigen Gabel, die allemal auf ihrem Kopfe stecket. Auch bestreichen sie es mit dem Palmöle und Kohlen, wie den Leib, um es schwarz und wachsend zu machen. Sie zieren es mit kleinen Stücken Gold oder artigen Muschelschalen, und jeder will den andern darin an Kunst übertreffen.

Aus ihren Bärten machen sie viel, kämmen sie täglich, und tragen sie so lang, wie die Türken. Sie sind sehr reinlich, und waschen sich oft die Hände, den Kopf und das

Gesicht.

Gesicht. Sie gehen nackend, und blos die Reichen und die Obersten haben Kleider. Diese tragen eine Pagne, etwa zwei Ellen lang und drei Viertel breit, rings um den Leib. Ein Ende davon lassen sie vorn herunter fallen, das andre stecken sie zwischen den Beinen durch, und schleppen es hinten nach. Einige tragen es wie einen Gürtel oder ein Degengehenke, das queer über eine Schulter geht, und an den Enden zusammen gebunden ist. Die Armen und Sclaven haben nur ein Stück zusammen gewebte Baumrinden oder Gras, um ihre Blöße zu bedecken. Einige, besonders die Kaboschiren, haben Mützen von Ziegenfellen. Sie lieben aber die europäischen Mützen und Hüte ungemein, und tragen sie nur, wenn sie Staat machen wollen, wie sie denn überhaupt sehr eitel sind.

Die Jssinesen haben einen guten Verstand und viel Ueberlegung, sind listig, und große Lügner und Diebe, ob man sie gleich nicht ärger schimpfen kann, als wenn man sie Kruki oder Räuber heißt. Man muß ihnen sowol auf die Füße, als auf die Hände, Achtung geben: denn wo sie etwas auf der Erde

liegen

liegen sehen, da vergraben sie es mit den Zehen, und holen es nachher ab. Da dieses Laster bei ihnen niemals gestraft, sondern vielmehr gelobt wird; so wissen sie sich sehr viel damit, daß sie auch ihre Heldenthaten von der Art erzählen. Der König selbst muntert sie dazu auf; denn wer etwas gestohlen hat, und befürchtet entdeckt zu werden, darf es nur dem Könige bekennen, und ihm einen Theil davon geben. Auf die Art bekommt dieser alles zur Hälfte, was den Weißen genommen wird. Des Königs ältester Sohn stahl einmal den Franzosen einen zinnernen Löffel, und brachte ihn ohne Scham wieder, da er sah, daß er entdeckt war.

Sie kommen selten, ihre Schulden zu bezahlen. Dabei sind sie so mistrauisch, daß man ihnen das Geld eher weisen muß, ehe sie einem die Waaren zeigen. Wenn sie etwas für einen thun sollen; so muß man sie zum Voraus bezalen, und wird dabei oft betrogen: denn sie halten ihren Vergleich selten vollkommen, und um sie beim Guten zu erhalten, muß man ihnen beständig Geschenke geben. Wenn sie aber etwas kaufen; so

muß

muß man ihnen wenigstens einen Theil borgen, und dieses betrügerische Verfahren geht vom Könige an bis zu dem geringsten Sclaven.

Sie sind so geizig, daß sie über ein Schaf, das sie geschlachtet haben, wol zehn Tage lang klagen, und doch thun sie solches selten, ausser wenn sie einen Europäer bewirthen, von dem sie zehnmal so viel wieder hoffen. Sie ziehen nur Hünervieh, um Gold dafür zu bekommen. Sie wenden sehr wenig an sich selbst, und sind mit ein wenig Bananas oder etwas Fischen zufrieden, die ihre Sclaven mit der Angel fangen, oder mit einigen elenden Krebsen, die sie am Ufer aufleſen, und wozu sie stinkend Wasser trinken. Ein gefallenes stinkendes Vieh ist ein herrliches Essen für sie. Ein Ochse, der an einer Krankheit am Bord eines Schiffes starb, ward in die See geworfen, und ans Land getrieben, da sie ihn denn halb verfault begierig auffraßen. Sie haben gute Mägen, und essen viel, wenn sie bei den Weißen zu Gaste sind, wo es ihnen nichts kostet. Sie sind so wenig gefällig, daß sie einem eine Sache gerade deshalb abschlagen, weil sie glauben,

ben, man habe ein Verlangen darnach. Will man daher einen Dienst von ihnen haben; so muß man sich ganz gleichgültig dazu stellen, oder hundertmal mehr dafür geben, als er werth ist.

Sie sind so begierig etwas zu erwerben, daß sie, um etliche wenige Pfennige zu bekommen, eine Last elender Früchte zwei bis drei Meilen weit tragen. Gebraucht man sie aber, etwas zu tragen; so schlagen sie es ab, wenn man sie nicht nach ihren Gefallen bezahlt, und wenn sie das Geld bekommen, lassen sie doch wol die Ladung auf dem halben Wege zurück. Loyer sagt, daß er solches oft erfahren habe.

Die Frauenspersonen von Issini sind schlank und wol gewachsen, aber nicht sehr artig. Sie sind scheu und listig, und noch viel geiziger, als die Männer. Ausserdem sind sie zu Ausschweifungen geneigt, welches aber hier für keinen Fehler geachtet wird, wenn sie nicht verheirathet sind, und den Fetisch zum Zeichen der ehelichen Treue gegessen haben. Sie sind sehr eitel, sehen beständig in ihren kleinen Spiegel, reiben ihre Zähne, um sie weiß zu machen, oder

putzen

putzen ihr Haar auf. Dieses salben sie mit Palmöle, und schmücken es mit Stücken Gold, oder andern Zierrathen, alles in der Absicht, um, besonders den Weißen, reizend zu scheinen. Sie würden diesen gern alles verstatten, wenn sie sich nicht für ihren Männern fürchteten, die das Recht haben, wofern sie des Ehebruchs überwiesen werden, sie zu tödten, wie auch den Ehebrecher, wenn dieser nicht mit Golde genug thun kann. Die gewöhnlichste Strafe ist hundert Livres; ist aber der Beleidigte ein Kaboschir, und der Beleidiger reich, so wird mehr gefordert. So mußte jemand, auf Urtheil der Richter, siebenhundert Livres bezalen.

Ihre Hochzeitceremonien sind kurz und lustig genug. Ein Vater, der seinen Sohn in den Umständen sieht, daß er selbst eine Frau erhalten kann, sucht ihm eine aus, und meldet ihm alsdann, daß er sie ansehen solle. Meistens vergleichen sie sich bald, und alsdann gehen sie zu des Mädchens Vater, um zu sehen, was dieser haben soll. Darauf essen sie den Fetisch zusammen, zum Zeichen ihrer Freundschaft, und als eine Versicherung von der Treue der Frau gegen ihren

Mann. Zwei oder drei Tage werden mit Tanzen und Lustbarkeiten zugebracht. Endlich führt der Bräutigam seine Braut nach Hause, wo sie über alle seine Sclaven eine unumschränkte Herrschaft hat. Er nimmt zwar auch oft noch mehrere Frauen, aber keine ohne der erstern Willen. Diese untersagt ihm solches auch selten, weil die Menge von Kindern hier ihren Reichthum ausmacht. Alle die andern Frauen aber sind eigentlich nur Beischläferinnen. Für jede zalt der Mann dem Vater acht Kronen werth in Goldstaube, behält sie alsdann, so lange er will, oder sendet sie zurück, ohne daß dieses auf beiden Seiten Verdruß verursachte.

Die Frauenzimmer tragen Pagnes, wie die Männer, aber gern von frischen Farben, als roth und blau, oder aus verschiedenen Streifen zusammengesetzet. Sie binden sie hinten mit einer großen Wulst auf, worauf sie ihre Kinder tragen, und binden sich große Klumpen Kupfer, Erzt oder eiserne Schlüssel an den Leib, ob sie gleich vielleicht nicht eine Büchse zu Hause haben. Unter diesen hängen viele Beutel mit nichtswürdigen Dingen angefüllt, nur um reich, besonders

in

in den Augen der Weißen, zu scheinen. Ihre Arme und Füße sind mit Eisen, eisenbeinenen und kupfernen Ringen mehr beladen, als geziert. Loyer sah einige, die zehn Pfund schwer trugen, und ihr Armschmuck war schwerer, als die Ketten europäischer Gefangenen.

Den Tag, da ihre Kinder gebohren sind, tragen sie solche an den Fluß, waschen das Kind und sich, und gehen alsdann, wie zuvor, an ihre Arbeit. Darauf nennen sie, mit des Vaters Einwilligung, das Kind nach einem Baume, Vogel oder Thiere. Manchmal nennen sie es auch nach ihrem Fetische, oder nach einem Europäer, der ihr Freund ist. Sie haben ihre Kinder ungemein lieb, besitzen aber deren selten mehr als zwei oder drei. Sie tragen sie überall auf dem Rücken mit sich herum, auch wenn sie arbeiten, und daher werden einige plattnäsig. Im siebenten oder achten Monate lassen sie solche allein gehen, oder vielmehr kriechen. Sie lernen aber so eher gehen, als wir. Sie werden zeitig gewöhnt, eiserne und metallene Ringe zu tragen. Wenn sie zehn bis zwölf Jahre alt sind; so lehret der Vater die Kna-

ben etwas, um sich zu ernähren, als Fischen, Jagen, Palmwein zapfen, oder Handeln, und unterrichtet sie, was sie für Gewinnst dabei machen müssen, der wenigstens hundert von hundert ist. Die Frau lehret die Mädchen das Haus auskehren, Maiz, Reiß und Hirse stoßen, backen, kochen, auf dem Markte kaufen und verkaufen, und gute Hauswirthinnen seyn, in welchem Stücke sie dem geschicktesten europäischen Frauenzimmer zu rathen geben.

Ihre ordentlichen Speisen sind: Feigen, Bananas, Yams, Reiß, Maiz und Hirse. Von den drei letztern machen sie Brodt. Die Hauswirthin, oder die vornehmste Frau, nimmt jeden Abend so viel aus der Vorrathskammer, als ihrer Meinung nach auf den folgenden Tag zureicht. Den Morgen versammeln sich die Mädchen und Sclavinnen, oder, wenn deren nicht vorhanden sind, die andern Frauen, um es in einem weiten hölzernen Mörsel mit einem hölzernen Stempfel zu stoßen, damit es sich von den Hülsen absondre. Darauf sichten sie es mit breiten Stücken Holz, und wenn es dann gereinigt ist, so thun sie es wieder in einen kleinen

Mör-

Mörsel, und stoßen es klein. Dabei gießen sie von Zeit zu Zeit Wasser hinein, um es zu verdicken. Sodann breiten sie den Teig auf einen breiten flachen Stein aus, und bearbeiten ihn mit einer steinernen Keule, wie die Maler ihre Farben. Endlich theilen sie ihn in kleine Stücke, und kochen diese mit etwas wenigem Wasser in einem offnen Topfe, nachdem sie etwas Stroh darüber gelegt haben, um zu verhindern, daß sie nicht verbrennen. Dies ist die tägliche Arbeit der Frauenspersonen. Das so zubereitete Brodt ist schlecht, und das beste darunter noch das von Hirse, welches gleichwol auch heftige Coliken erregt.

Wenn sie an Festtagen einen guten Fisch bekommen, so machen sie ein Ragout daraus, welches sie Toro nennen. Sie nehmen Koros, welches die Frucht von Palmbäumen ist, so groß wie unsre Pflaumen und einer Dattel nicht unähnlich. Diese kochen sie mit Fischen. Nachdem sie den Saft durch Stoßen in einem Mörsel ausgepreßt haben, thun sie ihn wieder mit dem Fische in den Topf, ein wenig Salz und viel Pfeffer dazu, und lassen alles zusammen dick werden. Dies

Essen schmeckt auch den Europäern sehr gut, wenn es nicht zu viel gesalzen ist; denn für die Schwarzen kann es nie zu viel gesalzen seyn.

Diese Koros sind ihre gewöhnliche Speise, und wenn sie keine Fische haben, so machen sie eine Brühe von Palmöl, statt der Butter, auf folgende Art. Sie nehmen eine Menge Koros, und lassen sie aufgehäuft liegen, bis sie zu faulen anfangen. Darauf thun sie solche in ein Faß, und rühren sie mit Stöcken um, indem sie warmes Wasser dazu gießen. Wenn es genug ist, so schieben sie die Nüsse zurück, und gießen das Oel ab.

Palmwein ist der Saft von einer andern Art Palmen, die nicht so stachlich sind, als die, welche die Koros trägt. Sie wächst hier häufig, und viele Schwarzen leben blos davon, den Saft derselben abzuzapfen. Wenn sie nemlich an gewissen Merkmalen sehen, daß der Saft zu seiner Reife gekommen ist; so klettern sie hinauf, und schneiden zwei oder drei Aeste unweit des Gipfels ab. Darauf machen sie mit einem kleinen Meißel, der etwa einen Zoll breit ist, eine Höhlung, so groß als eine Mannshand, und stecken ein langes starkes Blatt, das zusammengerollt ist, hinein,

ein, wodurch der Wein in einen großen an den Baum gehängten Topf tröpfelt. Wenn man ihn aber über einen Tag behält, so wird er sauer. Bei jedesmaligem Abzapfen muß ein neuer Schnitt gemacht werden, sonst läuft der Saft nicht. Ein Baum giebt drei Monate lang Wein, alsdann aber vertrocknet er und stirbt. Aus dem Stamme wachsen Würmer, so groß als ein Daumen, welche die Schwarzen als Leckerbissen essen, und theuer verkaufen.

Im Bauen ist man hier nicht so sorgfältig, als in andern Gegenden der Küste. Ihre Häuser sind elende Hütten von Schilfe, mit Palmblättern bedeckt. Im ganzen Lande sind keine Häuser von Leimen, als des Königs und einiger wenigen Vornehmen ihre, die von Holze erbauet sind. Die übrigen alle sind schlechter, als die Kohlenbrennerhütten. Kaum kann ein Mann aufgerichtet darinn stehen. Sie müssen hier sitzen oder liegen, und gehen auch selten hinein, ausser um zu schlafen oder bei Regenwetter. Sonst aber bringen sie den ganzen Tag vor der Thüre in Hütten von Baumästen, der Kühlung wegen, zu.

Die Thür ist ein Loch von anderthalb Fuß ins Gevierte, wodurch man nicht ohne Mühe kriechet. Sie ist mit einem Riegel von Schilfe, der inwendig mit Stricken befestigt ist, vor den Tigern verwahrt. Bei Nacht machen sie ein Feuer in der Mitte, wovon alles voll Rauch wird, weil sie keinen Schorstein haben. Hier schlafen sie auf Matten, mit den Füßen gegen das Feuer gekehret. Ihre Frauen schlafen und essen in besondern Hütten, selten aber mit ihren Männern. Alle diese Hütten sind ordentlich mit Schilfpalisaden umgeben, welche eine Art von Hof machen, in welchem ein Thor ist, das des Nachts verschlossen wird. Dieser Hof und der Fußboden ihrer Hütten, welcher nur Sand ist, werden des Tags zehnmal von ihren Frauen und Töchtern, die alles in guter Ordnung halten, gefegt.

Es ist seit undenklichen Zeiten eine Gewohnheit unter ihnen, daß jedes Dorf ein Haus etwa hundert Schritte von den andern abgesondert hat, welches Burnamon heißt, und worin alle Frauen und Mädchen während ihrer monatlichen Zeit versperrt sind. Man bringt ihnen das Essen dahin, als ob sie die

Pest

Pest hätten, und sie wagen es nicht, ihren Zustand zu verheelen, weil sie deshalb bei Schließung der Heirath auf den Fetisch geschworen haben.

Wegen ihres Hausraths sind sie so gleichgültig, als wegen des Bauens. Sie haben nur etliche wenige Stühle, etwa einen halben Fuß hoch, die ihnen des Nachts zu Kopfküssen dienen. Sie tragen solche mit sich, oder lassen sie sich nachtragen, um sich darauf zu setzen. Wenn einer eine alte Kiste von einem Bootsknechte erhalten hat; so ist er ein großer Mann. In der Küche haben sie etliche schlechte irdene Töpfe, und einige hölzerne Schüsseln, in denen sie ihre Speisen aufbehalten. Auch essen sie daraus, auf der Erde sitzend, aber sehr unsauber, da sie weder Tischtücher, noch Messer, Gabel oder Löffel haben.

Zweiter Abschnitt.

Von ihren Waffen, Krankheiten, Begräbnissen und ihrer Religion.

Die Jssineſen sind die geübteſten Soldaten auf der Goldküſte. Daher werden ſie von ihren Nachbarn ſehr gefürchtet, ob ſie gleich nur eine kleine Nation ausmachen. Sie haben, entweder durch die Geſchicklichkeit ihrer Anführer, oder durch eigne gute Uebung, oft vortheilhafte Einfälle in die Länder ihrer Nachbarn gethan.

Jhre Waffen ſind ein Säbel, ein Wurfſpieß und eine Flinte, womit ſie geſchickt umzugehen wiſſen. Sie können aus einer ſchlechten Muskete, durch Verbeſſerung des Schloſſes, eine gute machen, und halten ſie ſo glänzend, wie Silber. Jhre Befehlshaber brauchen viereckige Schilde, etwa drei Fuß lang und zwei breit, die ihnen ihre Sclaven nachtragen. Sie ſind aus Ochſenhäuten gemacht, mit Tigerfellen bedeckt, und an jeder Ecke hängt eine eiſerne Schelle. Der

Sclave

Sclave trägt dies Schild am linken Arme, und in der rechten Hand führt er einen Säbel. Wenn der Heerführer den Feind angreift; so nimmt er gemeiniglich ein solches Schild.

Zu Issini sind drei Heerführer von fast gleichem Ansehen. Jeder hat so viel Sclaven, als der andre, und darin besteht ihr Reichthum und ihre Macht. In Kriegszeiten machen diese Sclaven ihre gemeinen Soldaten aus. Jeder freie Schwarze aber geht mit dem Anführer, den er am liebsten, oder für den er die meiste Verbindlichkeit hat. Jeder von diesen drei Anführern besitzt etwa fünf- oder sechshundert Sclaven. Die Kaboschiren oder die Vornehmsten haben ein jeder zwanzig bis funfzig Sclaven. Diese folgen dem Könige, der die, welche sich in der Schlacht hervorthun, durch einen wichtigen Antheil an der Beute belohnt.

Während des Streits gehen die Trommeln, Trompeten und andre Instrumente beständig, welches, nebst dem Geschrei der Schwarzen, ein stärkeres Lermen als der Donner macht. Ihre Trommeln sind aus einem Stücke Holz gemacht, welches nur an

einem

einem Ende ausgehölt ist, und mit einem dicht über die Oeffnung gezogenen Elephantenohre bedeckt wird. Sie schlagen solche mit zwei Stücken Holz, die wie Hämmer gestaltet, und mit einem Ziegenfelle überzogen sind. Der Klang, den dies giebt, ist rauh und dumpfig.

Ihre Trompeten sind fast ganz ausgehölte Elephantenzähne, an deren Seite sie eine kleine Oeffnung bohren, wodurch der Trompeter, welches gemeiniglich ein Knabe von zwölf bis funfzehn Jahren ist, bläst. Sie geben einen hellen Ton, aber ohne Veränderungen, wie unsre Kuhhirtenhörner.

Zu dieser Musik kommt noch ein Instrument, das wegen seiner einfachen Beschaffenheit eben so merkwürdig ist, als es sich schwer beschreiben läßt. Es ist von Eisen wie zwei kleine hole Feuerschaufeln gemacht, die etwa einen Fuß lang zusammen verbunden sind, und eine eiförmige Gestalt ausmachen. Ein Knabe hält es an dem schmalen Ende, und schlägt es mit einem Stecken, einen halben Fuß lang, nach dem Takte der Trommeln und Trompeten, die, so lange das Gefecht dauert, das ist, bis ein Theil

geschla-

geschlagen ist, allezeit unweit des Heerführers sind.

Diese Negernkriege sind meistens bald angefangen und bald geendigt. Eine Kleinigkeit giebt Anlaß dazu, und bewirkt auch wieder den Frieden.

Die gemeinste Krankheit ist hier die Fäulniß, der alle mehr oder weniger unterworfen sind. Einige verfaulen ganz, wenn sie sich im Anfange nicht in Acht nehmen. Diese Krankheit rührt von ihrem Umgange mit den Frauenspersonen her, worin sie ihr ganzes Glück setzen. Blindheit und böse Augen sind hier wegen des weißen Sandes sehr gemein. Fleischwürmer sind auch häufig. Einige werden über eine Elle lang, und sind so dick wie eine Nehnadel, andre kleiner. Loyer sah einen Mann, der sieben dergleichen auf einmal im dicken Beine hatte. Den Fiebern sind diese Schwarzen auch sehr unterworfen, und ihr Mittel dagegen ist, daß sie den Kranken in einem Flusse baden, bis er völlig abgekühlt ist. Aber hiedurch werden mehrere getödtet, als geheilet. Insgemein sterben die Schwarzen beim ersten Anfalle einer Krankheit, weil sie keine Kenntniß von Arzneien

haben,

haben, ob sie gleich mit Kräutern wol versehen sind. Alles, was sie bei dieser Gelegenheit thun, ist, daß sie ihre Fetische fragen.

Sie haben bei ihren Krankheiten nicht viel Mitleiden mit einander. Nur sind sie besorgt, den Kranken mit Kämmen von verschiedenen Arten, zu Ehren ihrer Fetische, zu kämmen, und geben ihm eine Art von Herzstärkung, ohne sonst die Diät im geringsten zu verändern. Zwei oder drei Arzneimittel gebrauchen sie bei allen Arten von Krankheiten. Diese bestehen aus dem Manighetta oder guineischen Pfeffer, und dem Safte gewisser starker Kräuter, die sie stoßen und auspressen, und dem Kranken zu trinken geben. Bei Lungenbeschwerungen schröpfen sie die Schultern, und setzen kleine Hörner als Schröpfköpfe auf. Bei Wunden bedienen sie sich eines Krauts, dessen Blätter, wenn sie mit dem ausgepreßten Safte aufgelegt werden, so wunderbar heilen, daß sie sich aus einer fünf Zoll tiefen Wunde nichts machen, wenn auch gleich der Knochen verletzt ist. Denn sie sind versichert, daß solche vermittelst dieses Krautes in drei Wochen zuheilen.

heilen. Loyer hat solche erstaunliche Beispiele dieser Art gesehen, daß er sie, aus Furcht, daß sie für Fabeln gehalten werden möchten, nicht erzählet.

Diese Schwarzen sind sehr sorgfältig, noch bei ihrem Leben alles, was zu ihrem Begräbnisse gehöret, fertig zu machen. Dieses sind eine kattunene Pagne, um sie hinein zu wickeln, ein Sarg, und goldne und andre Zierrathen für den Körper. Denn sie bilden sich ein, ihre Aufnahme in der andern Welt werde nach ihrem Putze eingerichtet seyn. Nur seit kurzem haben sie diesen Irrthum verlassen, der vormals vielen Frauen und Sclaven das Leben gekostet hat, weil sie solche mit aufopferten, damit ihre Könige oder Vornehmen in der andern Welt desto besser begleitet erscheinen sollten.

Wenn ein Schwarzer todt ist, so versammeln sich sogleich hundert meistens alte Frauen, die den Klageweibern sehr ähnlich sind. Ihr schreckliches Geschrei und ihre ausschweifende Bewegungen erregen sowol Furcht als Gelächter. Einige gehen mit Grabeschaufeln durch das ganze Haus des Verstorbenen, als ob sie ihn wieder ausscharren wollten, und

rufen

rufen ihn laut bei seinem Namen. Andre rennen von Haus zu Haus, wie Rasende, suchen ihn, wo er sonst oft anzutreffen war, und fragen alle, die ihnen begegnen, ob sie ihn gesehen haben, wobei ihnen die Thränen auf den Busen herab laufen. Die Gefragten senken den Kopf, und antworten: er ist fort. Indessen sind andre Frauenspersonen auf eben die Art an dem Körper beschäftigt, und preisen unter ihren Klagen seine Thaten, seinen Reichthum und seine Tugenden. Nachgehends färben sie sein Har, kämmen es, wickeln es auf, und schmücken seine Pagne mit Juwelen.

Wenn die andern Trauerfrauen zurückkommen; so fragen sie den Verstorbenen, warum er gestorben sei, da er doch ehrlich zu leben gehabt hätte? ob er nicht Korn, Gold, Frauen und Sclaven genug gehabt habe? Unter diese Fragen mengen sie ein lautes Geschrei. Darauf bringen sie seinen Sarg, wenn er anders bei seinen Lebzeiten für einen gesorgt hat; wo aber nicht, so machen sie einen von alten Brettern, und packen den Leichnam so hinein, daß seine Fersen unter den Rücken, und sein Kopf auf die Knie

zu liegen kommt. Der Sarg hält ordentlich etwa drittehalb oder drei Fuß ins Gevierte. Zur Seite setzen sie seinen Stuhl und einen irdenen Topf, jenen, um sich zu setzen, diesen, um sich sein Essen zu kochen. Ist er ein König oder ein reicher Mann, so bestreuen sie seinen Leichnam mit häufigem Goldstaube. Aber auch mit den Aermsten wird etwas Gold, zu ihrem Gebrauche in der andern Welt, begraben.

Indessen versammeln sich die Knaben aus der Nachbarschaft mit Gewehr, und wenn der Verstorbene vornehm gewesen ist; so geben ihnen die Anverwandten Pulver, womit sie hernach schießen, so lange es dauert. Ist er aber arm; so thun sie zwei bis drei Schüsse, welches sie für eine Schuldigkeit halten, wozu einer dem andern verbunden ist, ohne darum gebeten zu seyn. Denn sie glauben, dies mache, daß sie in der andern Welt als Kaboschiren aufgenommen werden.

Wenn diese Ceremonien vorbei sind, so machen sie den Sarg zu, oder vernageln ihn genau. Vier Sclaven tragen ihn alsdann in den Wald an einen abgesonderten Ort, wo sie ohne weitere Zeugen ein Loch machen, und

ihn einscharren. Bei ihrer Zurückkunft nehmen sie mit den Klageweibern eine Mahlzeit ein, die die Verwandten des Verstorbenen zubereitet haben. Niemand nimmt weiter an dieser und an der Beerdigung Theil, sondern alle halten sich die Zeit über zu Hause. Bei Frauen und Männern wird einerlei Gewohnheit beobachtet. Ist der Verstorbene vornehm gewesen; so legen seine Frauen etliche Tage nach der Beerdigung ihren besten Schmuck an, und gehen singend paarweise durch den Flecken, und alsdann vor die Thür eines jeden Vornehmen, wo sie einen Zirkeltanz halten. Dafür muß ihnen jeder Vornehme etwas Geld geben, worauf sie zurückkehren, und die Freiheit haben, bei nächster Gelegenheit wieder zu heirathen.

Daß sie die Fetische als Götter anbeteten, leugnen sie durchaus gänzlich. Sie erkennen einen Gott als Schöpfer aller Dinge, besonders aber der Fetische, die er zum Dienste der Menschen auf die Erde gesandt hat. Doch sind ihre Begriffe von diesen Fetischen sehr dunkel. Der älteste unter ihnen weiß nicht, was er davon sagen soll; nur haben sie einen alten Glauben, daß sie ihnen für alle

Glück-

Glückseligkeit des Lebens verbunden sind, und daß es in ihrer Gewalt stehe, ihnen alles Uebel zuzuschicken, was ihnen nur beliebt.

Jeden Morgen, so bald sie aufgestanden sind, gehen sie an den Fluß, um sich zu waschen, schütten eine Hand voll Wasser oder Sand auf ihren Kopf, um ihre Niedrigkeit auszudrücken, schließen die Hände zusammen, und öffnen sie wieder, wobei sie oft das Wort Eksuvais sacht sagen. Darauf erheben sie die Augen zum Himmel, und thun folgendes Gebet: „Mein Gott, gieb mir die„sen Tag Reiß und Yams, gieb mir Gold „und Aigris, gieb mir Sclaven und Reich„thümer, gieb mir Gesundheit, und daß ich „möge hurtig und schnell seyn!“ Dies ist die Hauptsumme ihres Gottesdienstes. Sie halten Gott für so gütig, daß er ihnen keinen Schaden thun kann, da er alle seine Gewalt den Fetischen überlassen, und keine für sich selbst behalten hat.

Diese Fetische sind nach eines jeden Gutdünken und Einbildung unterschiedlich. Kaum zwei Schwarze auf der Küste von Guinea sind in der Gestalt oder Art, sie zu verehren, eins. Einer hat ein Stück rothes oder gelbes Holz,

ein andrer einen Zahn von einem Hunde, Tiger oder einer Zibethkatze, ein dritter einen Elephantenzahn, ein Ey, oder den Knochen oder Kopf von einem Vogel, Ochsen oder einer Ziege, ein vierter einen Fischknochen, oder das Aeußerste eines Widderhorns voller Unreinigkeit, ein fünfter etliche Aeste von Dornen oder ein Bündel Stricke von Baumrinden gemacht, oder andre dergleichen nichtswürdige Dinge. Für diese Fetische haben sie außerordentliche Achtung, und halten alles, was sie ihnen versprochen haben, heilig. Einige enthalten sich, aus Ehrfurcht für sie, vom Wein, andre von Branntewein, und noch andre von gewissen Speisen. Alle aber versagen sich aus Andacht für ihren Fetisch gewisse Vergnügungen zur Kasteiung, und würden eher sterben, als ein solches Versprechen brechen.

Sie haben im Jahre gewisse den Fetischen geheiligte Tage, von denen der vornehmste ihr Geburtstag ist, den sie damit begehen, daß sie ihren Fetisch und dessen Altar anweißen, sich selbst gleichfalls mit weißer Farbe bestreichen, und eine weiße Pagne anlegen. Andre feiern den Freitag in jeder Woche, wie

wir

wir den Sonntag, bringen ihn mit Anputzen ihres Fetisches zu, und bringen ihm Opfer. Ausser den Fetischen der Privatpersonen giebt es auch einige, die dem ganzen Königreiche gemein sind. Diese sind ordentlich ein großer Berg oder ein merkwürdiger Baum. Sollte jemand so kühn seyn, diesen abzuhauen oder zu verderben; so würde er ohne Barmherzigkeit getödtet werden. Jedes Dorf hat einen Schutzfetisch, der auf gemeine Kosten geputzt wird, und für die allgemeinen Vortheile den Dank erhält. Für diesen richten sie in den öffentlichen Plätzen einen Altar von Schilfe auf, der auf vier Säulen ruhet, und mit einem Dache von Palmblättern bedeckt ist. Ueberdies hat jede Privatperson in ihrem Hause oder an ihrer Thür einen besondern Platz für ihren eignen Fetisch, den sie nach ihrer Art schmückt, und mit verschiedenen Farben wöchentlich einmal beschmieret.

Man trifft in den Wäldern und Büschen viele solche Altäre an, die mit allerlei Arten von Fetischen besetzt sind, und irdene Töpfe voll Maiz, Reiß und Früchte vor sich stehen haben. Fehlet ihnen der Regen, so setzen sie Wasserkrüge; im Kriege Säbel und Dol-

che, um Sieg von ihnen zu erbitten; und wenn sie Fische nöthig haben, so legen sie Fischbeine vor sie. Um Palmwein zu erhalten, lassen sie den kleinen Meißel da, womit sie den Einschnitt an dem Baume machen, u. s. w. in festem Glauben, der Fetisch werde ihre Bitte erhören. Alles Unglück schreiben sie der Rache des Fetisch zu, und fragen sogleich nach, womit er zu besänftigen sey.

Zu diesem Ende lassen sie gewisse Wahrsager den Tokke folgendergestalt machen. Der Zauberer hat neun Streifen Leder, jeden einen Finger breit, und voll kleiner Fetische, in der Hand. Diese schüttelt er zusammen, und murmelt gewisse Worte, worauf er sie, zwei oder drei auf einmal, wie sie kommen, aus der Hand wirft. So wie sie nun fallen, nach dem macht er eine Auslegung, und was er verordnet, das muß geschehen. Spricht er, der Fetisch müsse Schafe oder Hühner vieh haben; so werden solche sogleich gebracht, geopfert, und der Fetisch mit ihrem Blute besprengt. Befragen sich die Vornehmen wegen des Krieges, oder einer andern wichtigen Sache; so werden oft

ein

ein oder ein Paar Sclaven zum Opfer gefordert.

Sie bringen ihrem Fetische sehr sorgfältig jeden Morgen etwas von dem besten Vorrathe im Hause, und glauben, wenn sie dieses verabsäumten, so würden sie vor dem Ende des Jahrs umkommen. Sie nähern sich ihnen mit großer Ehrfurcht, und wundern sich, daß sie die Beleidigungen nicht rächen, die ihnen von den Weißen wiederfahren. Jeder wählt und macht sich seine. Loyer war oft bei solchen Gelegenheiten, besonders einmal zu Tapa. Nachdem sie das Ding gewaschen hatten; so besprengten sie die ganze Familie mit dem Wasser, und kamen endlich, unter dem Murmeln gewisser Wörter, um ihn auch zu besprengen. Loyer aber ergriff den ohnmächtigen Fetisch, brach ihn in tausend Stücken, zertrat ihn, und warf ihn ins Feuer, wo er bald verbrannte, denn er war aus einem Ende einer Koros oder Palmnuß und aus einem rothgemalten Dorne gemacht. Die Schwarzen flohen sogleich, und sagten ihm, der Blitz würde ihn tödten oder die Erde ihn verschlingen. Als sie aber sahen, daß ihr Fetisch sich nicht rächen konnte, betrachteten

sie den Loyer mit einer Art von Verwunderung, und sagten ihm, er sei deshalb nicht umgekommen, weil er nicht glaubte, und weil der Fetisch keine Macht über die Weißen hätte. Er antwortete ihnen, daß er sie, wenn sie auch Ungläubige werden wollten, vor dem Zorne des Fetisch sichern wolle. Aber sie sagten, der Fetisch würde sie schlagen, und sie wollten nichts von der Absagung ihres Glaubens hören.

Wenn die Schwarzen beim Fetisch schwören; so halten sie den Eid gewiß, besonders wenn sie ihn essen. Um die Wahrheit aus einem Schwarzen herauszubringen, darf man nur etwas in ein wenig Wasser mengen, darauf einen Bissen Brodt hinein tunken, und alsdann fordern, daß er diesen Fetisch als ein Zeichen der Wahrheit essen solle. Verhält es sich nun so; so wird er es freimüthig thun, sonst aber rührt er es nicht an. Denn er glaubt, er würde, wenn er falsch schwüre, auf der Stelle sterben. Sie schaben etwas von ihrem Fetisch in ein wenig Wasser, oder auf die Speise, und nehmen es dann in den Mund, ohne es hinunter zu schlucken. Ein Schwarzer, der auf diese Art schwört, hat

bei

bei seinen Landesleuten unendlich mehr Glauben, als unter uns ein Christ, der aufs Evangelium schwöret.

Sie haben noch andre Arten von Eiden, die nicht so feierlich geschehen. So schwören sie z. E. bei eines Menschen Kopfe, Armen oder Leibe, und glauben fest, wenn sie falsch schwören, so würden diese Theile an ihrem Leibe verdorren. Auch schwören sie bei Anghiume oder Gott auf die Art, daß sie etwas Sand in den Mund nehmen, gen Himmel sehen, und sagen: Gott tödte mich durch diesen Sand, wenn es nicht wahr ist. Diese Verwünschung aber brauchen sie selten anders, als im Zorne, oder einer andern Leidenschaft.

Sie haben weder Tempel noch Priester, noch Plätze zum Gottesdienste, ausgenommen die Altäre der Fetische. Gleichwol ist eine Art von Pabst unter ihnen, den sie Ofnon nennen. Die Brembits und Babunets, das ist die Reichen und Obersten, werden vom Könige zusammen gerufen, wenn ein Ofnon stirbt, und wälen einen neuen. Er wird auf öffentliche Kosten erhalten. Wenn sie einen nach ihrem Gutbefinden erwält ha-

hen, der insgemein ein guter Mann, und im Fetischmachen wol erfahren ist; so weihen sie ihn mit den Zeichen seiner Würde ein. Diese bestehen in Fetischen, welche zusammen gebunden sind, und ihn vom Kopf bis auf den Fuß bedecken. So führen sie ihn durch die Straßen, nachdem sie ihm auch zuvor eine von dem gemeinen Wesen gelieferte Summe Gold, die ohngefehr tausend Livres ausmacht, gegeben haben. Ein Schwarzer schreiet, so laut er kann, vor ihm her, daß die Leute dem neuen Ofnon ihre Opfer bringen sollen, damit er für sie bete. Um diese zu erhalten, hängt am Ende eines jeden Fleckens eine zinnerne Schüssel an einem Stricke.

Dieses ist auch der einzige Priester, wenn man ihn so nennen kann, im ganzen Lande. Sein Amt ist, die großen öffentlichen Fetische zu machen, und bei allen Berathschlagungen des Königs zu seyn, der nichts ohne seinen Rath oder seine Einwilligung thut. Ist er krank; so wird deshalb zu ihm geschickt. Ist es kalt, oder haben sie öftere Regen und Blitze; so schreiet das Volk, daß dem Ofnon etwas fehle, und es wird sogleich

gleich eine Collecte für ihn gesammlet, wozu ein jeder nach seinem Vermögen etwas beiträgt.

Sie glauben die Lehre von der Seelenwanderung. Weil sie also auf nichts wirkliches und dauerhaftes hoffen; so sind sie nur beschäftigt, Reichthümer zu sammeln, und der Vergnügungen dieses Lebens, so lange sie können, zu genießen. Sie lachen, wenn man ihnen vom Himmel oder Hölle vorsagt. Die Welt halten sie für ewig, und die Seele für unsterblich. Diese wird nach dem Tode in eine andre Welt gehen, die sie in den Mittelpunkt der Erde setzen. Da wird sie einen neuen und zwar einen weiblichen Körper beleben.

Es geschieht also eine beständige Verwechselung der Einwohner beider Welten. Die größte Glückseligkeit eines Menschen ist bei ihnen, reich, mächtig, glücklich, wolbedient und geehrt zu seyn. Wenn sie essen oder trinken, so gießen sie etwas, unter dem Murmeln gewisser Wörter, auf die Erde, um ihren Verwandten und Freunden in der andern Welt zu gefallen. Und diese thun, ihrer Meinung nach, eben das für sie, und

sind

sind dadurch die Ursache des Glücks, das sie genießen.

Dritter Abschnitt.

Regierung und Gesetze der Jssineser.

Der Palast des Königs ist von in einander geflochtenen Aesten erbauet, mit Leimen beworfen, und mit grüner und gelber Erde hier und da ohne Ordnung bestrichen. Er hat zwei bis drei Zimmer auf der Erde, und eben so viele darüber, alle auf einerlei Art gepflastert, mit Leimwänden und Decken von Palmblättern. Dies Haus liegt mitten in großen Verzäunungen von Baumästen, welche drei Vorhöfe ausmachen. Um in den ersten zu gelangen, muß man eine breite, aber beschwerliche Leiter hinaufsteigen. Sie hat sieben bis acht Stufen, jede zwei Fuß von der andern, und an dem obersten Ende der Verzäunung findet man eine ähnliche, um wieder hinab zu steigen. Diese Leitern sind so übel gemacht, daß ein jeder andrer Mensch, ausser

ausser den Schwarzen, den Hals brechen würde. Rund um den Palast des Königs sind die Hütten seiner Frauen, nur von Baumästen gebauet, und mit Palmästen gedeckt, wie die gemeinen Häuser.

Der König hält sich ordentlich an der Leiter seiner ersten Verzäunung zwei Sclaven zur Wache, die einen Wurfspieß und einen Säbel haben, und einander ablösen. Wenn er ausgeht, so begleiten ihn etwa funfzig derselben, mit Säbeln und Musketen bewehrt, nebst einigen seiner Bahumets oder Aeltesten, und seiner Kaboschiren, die seinen Hof ausmachen. Alle diese bemühen sich, seine Gunst zu erlangen, indem sie ihn besuchen, mit ihm sprechen und rauchen. Bei diesen Gelegenheiten berathschlagen sie sich auch mit einander über Staatssachen, und entscheiden die Streitigkeiten, welche ihnen vorgelegt werden. Ein jeder, bis auf die Sclaven, sagt frei seine Meinung. Dies ist zwar langweilig, verhindert aber, daß sie nicht leicht betrogen werden, weil sie alles reiflich überlegen. Dem ohnerachtet werden ihre Berathschlagungen so geheim gehalten, daß sie eher sterben, als dasjenige, was verhandelt

handelt worden ist, entdecken würden. Das geringste Vergehen dieser Art wird auch mit dem Tode, oder der Einziehung der Güter, worauf Armuth und Schande folgen, bestraft.

Es ist nicht leicht, die Reichthümer des Königs oder der Vornehmen zu erfahren. Sie sind sehr besorgt, solche zu verbergen, sind dabei sehr eitel, und wollen immer gern für reicher angesehen seyn, als sie in der That sind. Man kann sie auch nicht ärger beschimpfen, als wenn man sie Bettler nennt. Das gemeine Volk thut vielleicht wol daran, daß es seinen Reichthum verbirgt, damit ihnen der König oder die Vornehmen denselben nicht nehmen. Diese letztern vergraben ihr Gold, und insgemein geschieht dies am Fuße eines Baumes oder in ihren Bananafeldern. Dabei nehmen sie nur einen Menschen zu Hülfe, der zur Versicherung seiner Verschwiegenheit Fetische essen muß.

Diese Plätze besuchen sie nur einmal im Jahre, um die Kisten zu verändern, oder etwas dazu zu legen. Sie nehmen nur im höchsten Nothfall etwas heraus, z. B. um sich oder ihre Aeltesten aus der Sclaverei loszukau-

zukaufen, Kriegskosten zu bezalen, oder ihre Nachbarn zum Beistande zu erkaufen u. d. m. Der König und alle seine Frauen geben das Jahr nicht funfzig Thaler für Kleider und Lebensmittel aus. Der König geht selbst zu Markte, einen Fisch, eine Banana oder Yam zu kaufen, um welches er so lange, als der schlechteste Sclave, handelt.

Ausser seinem Schatze hat der König noch einige Pfund Gold, die er im Handel nutzet, ohne das, was er noch an gearbeitetem Golde, Fetischen und andern Zierrathen auf Festtage hat, wenn er seine Pracht zeigt. Dieses zurückgelegte Gold wendet er an Pulver und klein Gewehr, welches niemand von seinen Unterthanen, als sein Bruder und Vetter, kaufen dürfen. Auch kauft er Pagnes, Perpetuanas, Leinwand und Tabak, welches alles er wieder an seine Unterthanen verhandelt, oder mit Waaren in die benachbarten Länder sendet, und von zwei zu sechshundert vom Hunderte gewinnet, und das ohne Gefahr und Unkosten; so daß sich sein Reichthum unglaublich vermehren muß. Hiezu kommt noch, daß er für Essen und Kleidung fast nichts ausgiebt, weil seine Frauen und

Sclaven,

Sclaven, die keinen Lohn erhalten, ihm ums Brodt arbeiten müssen.

Seine Einkünfte bestehen blos in dem, was er einzieht, oder sich sonst zueignen kann. Tafelgüter oder Land, um seinen Staat zu unterhalten, hat er nicht, so daß die Krone arm, der König aber reich ist. Daher häufen alle Kaboschiren, die ehrgeizig sind, Geld zusammen. Sowol an dem, was diese erpressen, als was sie von den Weißen bekommen, hat der König Theil, wenn es ihm gefällt. Haben, zum Beispiel, die Bootsleute ein Geschenk von einem Schiffshauptmann empfangen; so müssen sie es dem Könige bringen, der davon nimmt, was ihm gefällt.

Zur Saatzeit, die für den Reiß im Herbst- und Weinmonate, für den Maiz im April und Mai, und für die Hirse im Wein- und Wintermonate ist, geht der König selbst auf die Felder, welche von seinen Sclaven gepflügt werden. Diese sind ihm alle einen oder zwei Tage Arbeit umsonst, und nicht mehr, schuldig. Er befiehlt ihnen in seiner Gegenwart zu arbeiten, da er indeß unter dem Schatten im Kühlen sitzet. Darauf

bewir-

bewirthet er sie mit Palmwein, und setzet den Fetisch zur Bewahrung des Feldes, der sie, ihrem Glauben nach, gewiß tödten würde, wenn sie etwas angriffen.

Zur Erndtezeit kommt er wieder. Diese ist für den Reiß im December und Jenner, für den Maiz im August und Herbstmonate, und für die Hirse im Hornung und März. Er ladet alle seine Unterthanen ein, ihn einzuerndten, und giebt ihnen durch Abschneidung zweier oder dreier Hände voll ein Beispiel. Jeder geht desto williger ans Werk, da man die Freiheit hat, ein Drittheil von den Früchten mitzunehmen. Wenn seine Früchte gehauen und von der Sonne getrocknet sind; so thut er sie in kleine Vorrathshäuser, rings um seinen Palast. Er ißt aber nie seine eignen Früchte, sondern vertauscht sie, so viel er braucht, gegen eben so viel von einem Kaboschiren. Denn sonst würden, wie er glaubt, seine Felder unfruchtbar werden.

Seine Gewalt ist nur in Absicht auf die Armen und Sclaven eingeschränkt, mit denen er umgeht, wie es ihm gefällt. Aber die Kaboschiren und Reichen, besonders wenn

sie viele Sclaven haben, sind nicht so unterthänig, und nur gehalten, zu den öffentlichen Berathschlagungen zu kommen, und dem Könige mit ihrer Macht beizustehen, wenn es die gemeine Sicherheit erfordert.

Die Thronfolge kommt auf des Königs nächsten Anverwandten, seine Kinder ausgenommen, denen der König nichts hinterlassen kann. Sie haben also nichts, als was sie bei seinen Lebzeiten sammeln können. Er versorgt sie aber insgemein, und lehret sie einen Handel oder Profeßion, wovon sie nach seinem Tode leben können. Dies Gesetz erstreckt sich auf alle Unterthanen. Des Königs Kinder werden zwar, so lange ihr Vater lebt, verehrt, und haben eine Wache; aber sobald er todt ist, haben sie weiter keinen Vorzug vor dem Geringsten, als ihre Verdienste. Alles, was sie bekommen, sind etliche wenige Sclaven. Alles übrige bekommt der neue König, und der, welcher ihm nachfolgen soll, erbt des verstorbenen Königs Schatz, wodurch er oft reicher wird, als der König selbst.

Die

Die Vornehmen heißen Brembis und Bahumets, das ist Reiche und Obersten, oder Kaboschiren. Diesen gehört das Vorrecht allein zu, mit den Europäern zu handeln, und wenn sich solches sonst jemand unterfteht; so sind seine Güter verfallen. Daher sind auch diese allein reich. Es sind ihrer ordentlich vierzig bis funfzig, obgleich ihre Anzal nicht bestimmt ist. Das übrige Volk ist aufs äußerste arm. Sie haben nur ein Stück Zeug, sich zu bedecken, und kaum zu leben, ausser was ihnen die Vornehmen überlassen. Daher müssen sie sich zum Unterhalte ihrer Familien vermiethen, und oft selbst an die Großen verkaufen, damit sie nur zu leben haben. Hat jemand von ihnen sich durch seinen Fleiß etwas weniges gesammelt; so stellet er sich doch arm, um solches zu erhalten. Indessen sucht er durch seine Freunde unter der Hand, durch den König und die Brembis zu einem Kaufmanne oder Edlen gemacht zu werden. Wird ihm diese Bitte gewährt; so setzet der König mit den Brembis einen Tag an, an dem sie ans Ufer gehen, um diese Ceremonie vorzunehmen.

Der Kandidat bezalt alsdann dem Könige seine Gebühr, welches acht Kronen im Goldstaube beträgt, worauf der König in Gegenwart seiner Kaboschiren erklärt, daß er ihn als einen Edlen und Kaufmann aufnimmt und dafür erkennt. Darauf kehrt er sich gegen die See, und verbietet ihr, dem neuen Handelsmanne Schaden zu thun, seine Canoes umzuwerfen, oder seine Güter zu beschädigen. Alsdann gießt er eine Flasche Branntewein in die See, um diesen guten Willen von ihr zu erhalten. Darauf geht der neue Edle zum Könige, der ihn bei den Händen nimmt, solche zusammenschließt, wieder öffnet, hinein haucht, und sacht das Wort Akshue sagt, das ist: ich gebe euch meinen Frieden, oder geht in Frieden. Alle Kaboschiren machen es wie der König, und alsdann gehen sie zu einer Gasterei, die der Kandidat angestellt hat. Dieser wird von der Zeit an für einen Kaufmann und Edlen erkannt, kann kaufen und verkaufen, wird, wenn er Reichthum erlangt, ein Kaboschir, mit dem Rechte Sclaven zu kaufen und zu halten. Wenn er den König in den Krieg begleitet; so fordert er

seinen

seinen Antheil an der Beute, und genießt überhaupt alle Vorrechte, welche mit diesem Stande verknüpft sind.

Die Ausübung der Gerechtigkeit besteht hier nur in einigen Geldstrafen, zu welchen die Verbrecher verurtheilt werden. Nur drei Verbrechen werden mit dem Tode bestraft, nemlich Entlaufen aus der Sclaverei, Verrätherei und Zauberei. Andre bleiben unbestraft, und der Diebstal ist geehrt und wird belohnt. Mord und Meineid werden mit Gelde gestraft: wenn aber die Anverwandten des Umgebrachten den Mörder bekommen können; so ist es ihnen erlaubt, ihn zu tödten. Entwischt er zum Könige, so wird er nur in tausend Livres verurtheilt, davon der König die eine, und die Verwandten des Umgebrachten die andre Hälfte bekommen. Ist der Verbrecher aber ein Sclave; so wird er an die Europäer verkauft.

Wenn ein Gläubiger seine Schuld haben will; so wendet er sich an den König, der auf sein Ansuchen einen seiner Sclaven schickt,

den Schuldner zu erinnern. Der Sclave trägt des Königs Stab, als ein Zeichen seiner Macht, und bestimmt dem Schuldner einen Tag zu erscheinen, oder bringt ihn, wenn es dringend ist, mit sich. Der Kläger muß sodann den Proceß damit anfangen, daß er dem Könige acht Unzen Gold zu Branntewein giebt, und er muß wenigstens ein Drittheil oder die Hälfte der Summe, die er fordert, niederlegen, welches unter den König und seine Hofleute, als Richter, getheilt wird. Darauf schwört der Kläger durch Genießung des Fetisches, daß einer, der so und so heiße, und hier gegenwärtig wäre, ihm so und so viel schuldig sei. Der Beklagte wird wieder gehört, und wenn seine Gründe unzulänglich zu seyn scheinen; so wird er verurtheilt, innerhalb einer gewissen Zeit zu bezalen. Dies beschwört er so, daß er sich dem Könige nähert, dessen Haupt berührt und sagt: ich schwöre bei eurem Haupte, die verlangte Summe zur gesetzten Zeit zu bezalen. Auf diese Art endigt sich der Proceß. Fehlt er nur um einen Tag; so straft ihn der König um Geld, wenn er reich ist, und setzt

ihm

ihm einen andern kurzen Termin. Da aber auf diese Art alle Unkosten auf den Gläubiger fallen; so verliert dieser oft lieber sein Geld, als daß er klagt.

Diejenigen, die nicht bezalen können, werden zu Sclaven verkauft. Zauberei wird durch Ersäufen gestraft. Verräther, oder die des Königs Rathschluß entdecken, haben keine Gnade zu hoffen, sondern werden ohne Umstände enthauptet. Sclaven oder Kriegsgefangene, die zu entlaufen suchen, werden auf folgende Art gestraft. Der König verurtheilt, nach gepflogenem Rathe mit seinen Kaboschiren, den Verbrecher zu sterben. Darauf werden ihm die Hände auf den Rücken gebunden, und ein Knebel in den Mund gelegt, der auf jeder Seite mit einem Seile befestigt ist, das hinter dem Kopfe an einen kleinen Stecken gebunden wird. Darauf nimmt einer von den königlichen Sclaven, der acht Kronen in Goldstaube dafür erhält, den königlichen Fetisch auf seinen Kopf, läuft wie rasend durch die Stadt, und lehnet den Fetisch auf die eine oder auf die andre Seite, als ob er fallen

wollte. Wenn er endlich an den Platz kommt, wo der Verbrecher von dem Volke umringt steht; so fragt er den Fetisch: wer ihn tödten soll? Der erste junge Mann, den er hierauf mit dem Ellbogen berührt, wird der Nachrichter. Er wiederholt alsdann seine vorigen Possen, und fragt den Fetisch: ob dieser Mann genug ist, den Verbrecher zu tödten? Bisweilen werden auf diese Art zehn Nachrichter ernannt. Wenn alles so eingerichtet ist; so wird der Sclave unweit des Fetisches gebracht, und demselben geopfert. Er muß seinen Hals gerade über denselben strecken, worauf der, welcher zuerst zum Nachrichter ernannt ist, einen Dolch zieht, und ihm die Kehle abschneidet, unterdeß ihn andre festhalten, bis das Blut auf den Fetisch läuft. Dabei sagt der Nachrichter: Nimm, Fetisch, das Blut dieses Sclaven, das wir dir opfern. Sobald er todt ist, hauen sie den Körper in Stücken, machen ein rundes Loch am Fusse des Fetisches, und vergraben sie darin, ausgenommen den Kinnbacken, den sie an dem Fetische befestigen.

Diese

Diese Nachrichter werden drei Tage für unrein gehalten. Etwas vor der Stadt wird ihnen eine besondre Hütte gebauet. Mittlerweile laufen diese Leute wie rasend durch den Ort, und bemächtigen sich alles, was ihnen unter die Hände kommt; Hünervieh, Schafe, Brodt, Oel, und alles, was sie berühren, ist ihre. Denn man hält es für so verunreinigt, daß die Eigenthümer es willig hingeben.

Sie bleiben drei Tage in ihrer Hütte, wohin ihnen ihre Freunde zu essen bringen. Nachher zerlegen sie diese Hütten in Stücke, die sie aufbinden, so daß sie nicht einmal die Asche vom Feuer liegen lassen. Der erste Nachrichter führet sie, mit einem Topfe auf dem Haupte, dahin, wo der Verbrecher hingerichtet worden ist. Da rufen sie ihn dreimal bei seinem Namen. Darauf zerbricht der erste Nachrichter seinen Topf, und sie lassen ihre alten Lappen und Bündel da, gehen nach Hause, legen ihre besten Pagnes an, und besuchen die Kaboschiren, die ihnen so viel Geld geben,

als sie fordern. Niemand, der einmal zu dieser Verrichtung vom Fetische ernannt worden, bedenkt sich, sie anzunehmen, wenn es auch der Sohn des Königs wäre. Denn sie macht nur auf drei Tage unrein, und bringt nachher Ruhm. Einen von den Zähnen des Hingerichteten reihen sie an, und je mehr solche Zähne sie zeigen können, desto größre Ehre machen sie sich daraus.

Einwohner auf Senegal

in den benachbarten obern Gegenden von Nigritien.

Die folgenden Auszüge sind aus Michael Adansons, königlichen französischen Censors, Mitglieds der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris ꝛc. Nachricht von seiner Reise nach Senegal und in dem Innern des Landes. Aus dem Französischen. Herausgegeben von Dr. Johann Christian Daniel Schreber. Leipzig, 1773. 8.

Herr Adanson unternahm diese Reise der Naturgeschichte wegen. Er gieng den dritten März 1749 aus dem Hafen Orient ab, und kam den 18 April desselben Jahrs zu Senegal an. Den 18 Februar 1754 kam er wieder von da nach Paris zurück.

Die Insel Senegal ist 1150 Toisen lang und höchstens 150 bis 200 breit. Die Hitze daselbst betrug an einem der kühlsten Wintertage des Landes im Schatten 22 Grade. Ohnerachtet ihrer Unfruchtbarkeit wird sie von mehr als dreitausend Negern bewohnt, die durch die Gefälligkeit der Weissen dahin gezogen worden sind, denen die

Die folgenden Auszüge sind aus Michael Adansons, königlichen französischen Censors, Mitglieds der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris ꝛc. Nachricht von seiner Reise nach Senegal und in dem Innern des Landes. Aus dem Französischen. Herausgegeben von D. Johann Christian Daniel Schreber. Leipzig, 1773. 8.

Herr Adanson unternahm diese Reise der Naturgeschichte wegen. Er gieng den dritten März 1749 aus dem Hafen Orient ab, und kam den 18 April desselben Jahrs zu Senegal an. Den 18 Februar 1754 kam er wieder von da nach Paris zurück.

Die Insel Senegal ist 1150 Toisen lang und höchstens 150 bis 200 breit. Die Hitze daselbst betrug an einem der kühlsten Wintertage des Landes im Schatten 22 Grade. Ohnerachtet ihrer Unfruchtbarkeit wird sie von mehr als dreitausend Negern bewohnt, die durch die Gefälligkeit der Weissen dahin gezogen worden sind, denen die mei-

meisten, und zwar mit vielem Eifer, Dienste leisten. Sie haben daselbst ihre Häuser oder vielmehr Hütten, welche über die Hälfte des Bodens der Insel einnehmen.

Diese sind eine Art von Taubenschlägen; die Wände bestehen aus genau zusammengefügtem Rohre, welche durch die Pfähle, die in die Erde befestigt sind, unterstützt werden. Diese Pfähle oder Pfeiler sind fünf bis sechs Fuß hoch, und tragen eine eben so hohe runde Decke von Stroh, welche oben spitzig zuläuft. Die Hütte hat keinen andern Fußboden als die Erde, und zehn bis funfzehn Fuß im Durchmesser. Die einzige Oeffnung davon besteht in einer viereckigten Thüre, die aber sehr niedrig ist, und oft noch unten auf der Erde eine über einen Fuß hohe Schwelle hat. Man muß sich also beim Hineingehen sehr bücken, zugleich den Fuß überaus hoch heben, und also eine so lächerliche als gezwungene Stellung annehmen. Ein oder zwei Betten sind oft für eine ganze Haushaltung hinreichend, das Gesinde mit dazu gerechnet, welches ohne Ordnung unter der Herrschaft und den Kindern vom Hause schläft. Ein solches Bette besteht

aus

aus einer auf Queerhölzern liegenden Flechte, welche auf eine Art von Gabeln ruhet, die einen Fuß aus der Erde hervorragen. Ueber diese Flechte breiten sie eine Matte, welche die Stelle des Strohsacks, der Matrazze, und gemeiniglich auch des Bettuchs und Oberbettes vertritt; von Kopfküssen wissen sie nichts. Ihr Hausrath macht ihnen nicht viel Umstände. Er schränkt sich auf einige irdene Töpfe, die sie Canaris nennen, Kürbisflaschen, Mulden und andre dergleichen Geräthe ein.

Wenn ein Hausherr mehr Hütten besitzt, so pflegt er um alle einen Zaun von Rohr zu ziehen, welche Art von Befriedigung Tapade genennet wird. Die Negern sehen zwar bei der Erbauung ihrer Hütten wenig auf die Symmetrie; doch sind sie von den Franzosen auf der Insel Senegal gewöhnt worden, eine gewisse Regelmäßigkeit und eine Gleichförmigkeit der Größe ihrer Tapaden zu beobachten, die so angelegt sind, daß sie eine kleine Stadt mit vielen schnurgeraden Gassen ausmachen. Diese sind nicht gepflastert, und zum Glücke haben sie es auch nicht nöthig; sonst würde man in großer Verlegenheit seyn,

den kleinsten Stein in einer Entfernung von mehr als dreißig Meilen zu finden. Ueberdies haben die Einwohner einen noch größern Vortheil von ihrem sandigen Boden. Weil der Sand tief und leicht ist, so dient er ihnen als Stuhl, als Sopha, als Canapee und Ruhebette. Er hat noch andre gute Eigenschaften: es ist nicht gefährlich, darauf zu fallen, er ist beständig, auch nach dem stärksten Regen sehr reinlich, weil er das Wasser leicht in sich zieht, und es darf nur eine Stunde gut Wetter seyn, so ist es wieder trocken. Uebrigens ist diese Stadt oder Dorf, wie man es nennen will, die schönste, größte und regelmäßigste von allen Städten im Lande. Man zält, wie schon gesagt ist, dreitausend Einwohner darin. Sie ist über eine Viertelmeile lang, und so breit wie die Insel, in deren Mitte sie zu beiden Seiten der Festung, von welcher sie bestrichen werden kann, angelegt ist.

Man kann behaupten, daß die Negern in Senegal die schönsten Leute von ganz Nigritien sind. Ihre Länge ist gemeiniglich mehr als mittelmäßig, wol proportionirt, und ihr Wuchs ohne Fehler. Es ist etwas unerhörtes,

Lahme, Pucklichte, oder sonst Ungerade unter ihnen zu finden; es müßte denn durch einen besondern Zufall geschehen. Sie sind stark und gleichsam zu schwerer Arbeit gemacht. Ihre Haare sind schwarz, kraus, wollig und außerordentlich fein. Sie haben große schwarze Augen, einen kleinen Bart und eine ganz angenehme Gesichtsbildung. Die Haut ist sehr schön schwarz. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in einem kleinen Stücke Leinwand, das sie zwischen den dicken Beinen durchziehen, die beiden Zipfel zusammengefaltet herauf nehmen, und mit einer vorn zugebundenen Schnur befestigen, welches eine Art von Beinkleidern vorstelle, womit sie ihre Blöße bedecken. Sie tragen auch eine Pagne, das ist ein Stück von baumwollenem Zeuge, wie eine große Serviette, welches sie nachläßig auf die eine Achsel nehmen, und einen Zipfel auf die Knie herunter hängen lassen.

Die Frauen sind den Männern an Größe fast gleich, und eben so wol gestaltet. Ihre Haut ist äußerst zart und weich. Sie haben schwarze große Augen, einen kleinen

Mund mit kleinen Lippen, und eine sehr regelmäßige Gesichtsbildung.

Es giebt viele unter ihnen, die eine vollkommene Schönheit besitzen. Sie sind sehr lebhaft, und haben überhaupt ein freies ungezwungenes Wesen, das sehr einnehmend ist. Zu ihrer Bedeckung bedienen sie sich zweier Pagnen, davon sie die eine mitten um den Leib tragen, die bis auf die Knie herunter hängt, und die Stelle des Rocks vertritt; die andre bedeckt die beiden Schultern, und zuweilen auch den Kopf. Diese Kleidung ist zwar in Ansehung eines so warmen Landes ziemlich sittsam; sie begnügen sich aber gemeiniglich nur mit der Pagne, welche um die Hüfte geht, und legen die andre ab, so bald sie ihnen nur einigermaßen im Wege ist. Man kann hieraus urtheilen, daß sie nicht viel Zeit zu ihrem An- und Auskleiden nöthig haben, und daß ihre Toilette leicht zu versehen ist.

Da die Insel Senegal von dem Königreiche Oualo abhängig ist, so sind die dortigen Negern, besonders die freien, mehrentheils von dieser Nation. Sie sind überhaupt von

einer

einer sehr sanften, geselligen und gefälligen Gemüthsart.

Die Insel Sor liegt nahe bei der Insel Senegal. Sie ist über eine Meile lang, und durch kleine Flüsse, welche Marigots genannt werden, zerschnitten. Der dortige Sand, welcher von dem auf der Insel Senegal weiter nicht verschieden ist, besitzt eine Fruchtbarkeit, die man sich kaum vorstellen kann. Es ist ein brennender Sand, der bei der gewöhnlichsten Witterung eine Hitze von 60 Graden, und sogar darüber, hat. Die Hitze stieg im Schatten von 22 bis auf 34 Grade.

Diese Insel ist mit einem sehr dichten Gehölze umgeben, in welchem man mit sehr vieler Mühe einen kleinen Fußsteig entdeckt, den man nothwendig gehen muß, um in das Innere der Insel zu gelangen. Dies wäre ein kleines Uebel, wenn man nicht von den Dornen unaufhörlich aufgehalten würde, welche sich an die Kleider hängen, und die Füße beschädigen. Ist es nicht zu bewundern, daß die Einwohner dieser Insel, die mit denen von Senegal über dreißig Jahre in Handel und Wandel stehen, sich noch nicht

die Mühe gegeben haben, einen bequemen Weg durch das Gebüsche zu hauen? Man kann keinen bessern Beweis von der Faulheit und Nachläßigkeit dieser Negern verlangen, als diesen. Die Landstraße auf dieser Insel ist ein Fußsteig, der nicht einmal den Namen verdient, weil man oft genöthigt ist, sich auf Händen und Füßen durchzuhelfen.

Durch die Flüsse, deren sehr viele sind, ließ sich Adanson, wenn sie nicht gar zu tief waren, von den Negern, die er bei sich hatte, durchtragen. Einer von ihnen nahm ihn auf die Schultern; weil ihm seine Kleider nicht sehr hinderlich waren, so war er gleich bis an die Brust ins Wasser, und setzte ihn in einem Augenblicke fast laufend über den Fluß. Diese Leute sind auf diesen Wasserflächen eben so zu reisen gewohnt, wie auf dem trocknen Lande, da sie alle Wege wissen.

In dem Dorfe Sor fand Adanson den Befehlshaber, welchen die Negern Boromdek, das ist, Herr des Dorfes, nennen. Er war ein ehrwürdiger Greis von ohngefehr funfzig Jahren, mit einem weißen Barte und grauen Haaren. Die Negern in Senegal

sind

sind nemlich von dem fünf und vierzigsten Jahre an, und oft noch eher, wirkliche Greise, und ihre Lebensjahre erstrecken sich wenig über sechzig Jahre. Der Herr des Dorfes Sor, so erzählt Adanson, war ein langer Mann von gutem Ansehen, dessen Gesichtsbildung eine sanfte und sehr gütige Gemüthsart zu erkennen gab. Sein Name war Baba-sec. Er saß auf dem Sande unter dem Schatten eines Baumes, der vor seiner Hütte stand, in welcher er Tabak rauchte, und sich mit einigen Freunden unterhielt. So bald er mich gewahr ward, stand er auf, bot mir dreimal die Hand, legte sie darauf bald an seine Stirne, bald an seine Brust, und fragte mich bei jedem male in seiner Sprache, wie ich mich befände. Ich that zu gleicher Zeit eben dasselbe, weil ich wol merkte, daß dieses die gewöhnliche Art zu grüßen war. Ich folgte der Gewohnheit der Franzosen, welche den Hut vor den Leuten von seiner Farbe nicht abnehmen. Er ließ mir darauf eine Matte bringen, auf welche ich mich niedersetzte. Er setzte sich auf die eine Ecke, und es war mir nicht möglich, ihn zu bewegen, daß er näher gegen

die Mitte heran gerückt wäre. Dieses ist ein Zeichen der Ehrerbietung der Negern gegen die Franzosen, welche von ihnen als vornehme Herren angesehen werden, welche weit über sie erhaben sind. Sie haben auch wirklich nicht ganz unrecht, und man sucht sie auch, so viel möglich, in dieser Art von Unterwürfigkeit zu erhalten. Ich nöthigte ihn also auch nicht sehr. Zwei von seinen Frauen, denn die Vielweiberei ist in diesem Lande eingeführt, kamen gleich darauf mit seinen Kindern, um mich zu bewillkommen, und brachten mir einige tiefe Schüsseln mit Milch, Eiern und Hünern.

Die Hütten dieses Dorfes sind weder so groß noch so schön, als die auf der Insel Senegal. Bei einigen geht das Dach bis auf die Erde, ist aber vorn bei der Thüre aufwärts gezogen, und mit etlichen Pfählen befestigt, so daß es eine Art von Schirmdache ausmacht, wo man vor der Sonne bedeckt seyn kann. An andern Hütten sind die Wände mit fetter Erde überzogen, die mit Kuhmist durchknetet ist, welcher einen ziemlich übeln Geruch giebt. Diese haben zwei entgegen gesetzte Oeffnungen, deren jede

rund,

rund, anderthalb Fuß breit, und in einer Höhe von zwei Fuß in der Wand angebracht ist. Diese Thüren sind noch beschwerlicher, als die viereckigten auf der Insel Senegal; denn man muß den Fuß bis ans Kinn heben, wenn man hinein will. Uebrigens aber sind diese Hütten denen auf Senegal vollkommen gleich. Die Straßen sind eben so wenig regelmäßig als die Hütten, und überaus enge. Ohnerachtet der geringen Symmetrie dieser Häuser sind die Dörfer doch angenehm, weil darin hier und da Bäume angepflanzt sind, die eine angenehme Kühlung geben, und zugleich das Auge durch ihr beständiges Grün ergötzen.

Die Kinder von beiderlei Geschlechte, auch selbst die, welche schon neun oder zehn Jahre alt sind, in welchen Jahren sich die Zeichen der Mannbarkeit zu zeigen anfangen, sind vollkommen nackend. Die Mädchen haben einige Schnuren von Glaskorallen mitten um den Leib, oder in deren Ermangelung Wirbelbäume von Seehunden, oder Muschelschalen, die wie die Perlen eines Rosenkranzes angereihet sind. Man sollte denken, diese Kinder würden bei Erblickung eines

Fremden wegen ihrer Blöße bestürzt werden. Aber ganz und gar nicht, sondern sie haben, anstatt der Scham, etwas ungezwungenes und natürliches in ihrem Anstande. Viel wunderbarer ist es, daß die Kinder in einem Alter von kaum sechs Monaten von sich selbst anfangen zu laufen. Auch fangen sie alsdann schon an, einige Worte zu sprechen. Die Frauen haben insgesammt eine halbe Pagne statt des Rocks um den Leib, übrigens aber sind sie über den Hüften ganz bloß. Da sie gemeiniglich eine sehr gute Gestalt haben, so kleidet sie dieser nachläßige Anstand sehr gut, insbesondre wenn man ihre Farbe schon gewohnt ist. Außerdem muß man doch ihren Wuchs bewundern, worin ihre größte Schönheit besteht.

Ueberall, wohin man in diesen Gegenden seine Augen richtet, erblickt man in allen Gegenständen das vollkommenste Bild der unveränderten Natur. Eine angenehme Einöde, die rings herum nur durch die Aussicht einer entzückenden Landschaft begränzt ist; die ländliche Lage der Hütten unter den Bäumen; die Trägheit und Weichlichkeit der unter den Bäumen im Schatten ausgestreckten

Negern;

Negern; die Einfalt ihrer Kleidung und ihrer Sitten; alles dieses stellt einem Fremden den Menschen in den ältesten Zeiten vor die Augen, und es scheint, man sähe die Welt in ihrer ersten Kindheit.

Adanson aß bei dem Befehlshaber des Dorfes. Die Negern saßen mit kreuzweis über einander geschlagenen Füßen auf dem Sande um eine große tiefe hölzerne Schüssel mit Couscous herum. Dies ist ein dicker körnigter Brei von zweierlei Arten Hirse. Der Wirth eröffnete die Malzeit. Er griff mit der Hand in die Schüssel, nahm eine kleine Hand voll Couscous heraus, und rollte ihn mit den Fingern zusammen. Der Couscous war an Seehundfleisch gekocht, und aus diesem Gerichte bestand die ganze Malzeit. Nachdem sie vorbei war, reichte ihnen eine junge Sclavin eine Schüssel mit Wasser nach der Reihe herum, von welchem ein jeder trank, und sich hernach die Hand damit wusch, welche die Stelle des Löffels vertreten hatte. Sie bedienen sich dazu allezeit der rechten; die linke ist zu unreinlichen Handlungen bestimmt. Diese Gewohnheiten sind, wie die Vielweiberei, Folgen der muhamedanischen Reli-

gion, der sich diese Nation unterworfen, jedoch nur diejenigen Grundsätze davon angenommen hat, die mit ihren Gebräuchen und ihrer gewöhnlichen Lebensart am meisten übereinstimmig gewesen sind. Kein Frauenzimmer ißt mit den Mannspersonen; denn diese sind als gute Muhamedaner überzeugt, daß es kein Paradies für jene giebt. Diese essen also nachher, aber auf eben die Art, nemlich ohne Tisch, ohne Teller, Tischtuch, Gabel, Löffel oder Serviette.

Da Adanson weggieng, begleiteten ihn die Guiriots (so hießen die Musikanten dort) über zweihundert Schritte, und schlugen die Trommel, nach welcher alle junge Leute tactmäßig tanzten, um ihm ihre Freude zu bezeigen.

Die Escale des Maringoins, welches die erste ist, wenn man den Niger hinauf fährt, ist nicht mehr als dreizehn Meilen gegen Norden ein Viertel Nordwest von der Insel Senegal entfernt. Es ist eine Ebne von sehr gutem Erdreiche, die sich auf beiden Seiten des Flusses bis an das Dorf Maka erstreckt, und in dieser Länge von sieben Meilen große Wiesen macht, auf welchen die Einwohner

viel

viel Vieh ziehen. Der Name Marigot des Maringoins ist einem kleinen Flusse deshalb beigelegt worden, weil er mit sehr hohen und dichtem Schilfe angefüllet ist, welches einer Art von Mücken, die Maringoins heißen, zum Aufenthalte dienet. Zu gewissen Zeiten fliegen diese Thierchen aus ihrem unzugänglichen Aufenthalte in so großer Menge hervor, daß die Luft dadurch verdunkelt wird. Man hat viel Mühe, sich gegen sie zu verwahren, und dies ist eine der größten Beschwerlichkeiten, die man in allen Gegenden am Wasser auszustehen hat.

Derjenige Haufen von Zelten, in welchen die Mohren wohnen, heißt Aduar. Diese Zelte sind rund wie ein Kegel, mit einem groben Zeuge von Ziegen- und Kameelhaaren überzogen, der so dicht ist, daß der Regen nicht durchdringen kann. Sie stehen neben einander in einem Kreise herum. Ein jedes wird durch eine in der Mitte errichtete Stange aufrecht erhalten, und ist rings herum mit Riemen von Ochsenhäuten befestigt, die an dünne Pfähle, ohngefehr einen Fuß hoch über die Erde, angebunden waren. Inwendig ist es überall mit verschiedenen Reihen

von Matten austapezirt, die auf der einen Seite durch das Zelt, und auf der andern durch ihre Geräthschaften gehalten werden. Diese bestehen blos aus einigen Schläuchen, worin sie ihre Kleidung, Milch, Butter, und überhaupt allen Mundvorrath bewahren, nebst etlichen halben Kürbisflaschen, die ihnen statt der Töpfe und der Geschirre dienen.

Während der Zeit, daß die Männer das Vieh hüten, beschäftigen sich die Frauen, die in den Zelten bleiben, Butter zu machen, zu spinnen, ihre Kinder und andre häusliche Arbeiten zu besorgen. Sie haben eine gelbliche Farbe, regelmäßige Gesichtszüge, große feurige Augen, sehr lange Haare, die sie flechten; einige pflegen sie herunter, andre hinauf zu schlagen. Sie scheinen wol gewachsen, obgleich kleiner und zurückhaltender als die Negerinnen zu seyn. Die Männer sind nicht viel kleiner als die Negern, unterscheiden sich aber von diesen durch die Farbe, welche roth oder rothbraun ist; durch die Haare, die mittelmäßig lang, kraus und dicker sind; und besonders durch ihre Muskeln, die man deutlicher unter der Haut sehen

hen kann. Im Gesichte sind sie viel magerer, und die Haut ist am Leibe weniger gespannt. Ihre und ihrer Frauen Kleidung besteht in einem langen Hemde von schwarzer Leinewand, und einer Pagne, womit die Frauen den Kopf und die Achseln bedecken; die Männer aber tragen sie zusammengerollt bald um den Leib wie einen Gurt, bald um den Kopf, zur Nachahmung des Turbans. Diese Pagne ist nicht allezeit von Baumwolle und schwarz; viele Männer tragen sie auch von weißer Wolle mit rothen Rändern. Die Mohren geben den Negern in ihrer Sparsamkeit nichts nach. Die Milch der Kamele, der Kühe, der Ziegen und Schafe, mit Hirse ist ihre gewöhnliche Nahrung, und oft vertritt das bloße Gummi mit Milch die Stelle aller andern Gerichte und Getränke.

Die Mohren kommen nur auf diese Escale, um ihr Vieh zu verkaufen, und lagern sich, wenn die Gegend abgeweidet ist, an einem andern Orte. Sie ziehen zum Theil gegen die sehr weit von dem Flusse gegen Norden gelegenen Gebirge, um den Ueberschwemmungen desselben auszuweichen. Ihre Zelte nebst

ihren

ihren Geräthschaften packen sie in Säcke von sehr wol zubereitetem Leder. Diese werden auf Kamele und Ochsen gepackt, die ihre Häuser, Hausgeräthe, Frauen und Kinder tragen. Sie halten sich an keinem Orte beständig auf; ihre Heerden, als ihr einziger Reichthum, nöthigen sie ihr Lager zu verändern, wie es die Jahreszeiten und die Beschaffenheit der Weide erfordern.

In Portudal, welches neun Meilen von der Insel Goren gegen Süden liegt, sah Adanson die Sitten der Negern bei ihren Todten. Als er einmal des Nachts in tiefem Schlafe lag, ward er durch ein erschreckliches Geschrei aufgeweckt, welches das ganze Dorf in Bewegung setzte. Die Ursache war der Tod eines jungen Mädchens, das vier Meilen von da von einer Schlange war gebissen worden, und daran in weniger als drei Stunden gestorben war. Ihre Leiche war eben in ihre Hütte gebracht worden. Das erste Geschrei geschah, nach Gewohnheit des Landes, von einer Anverwandtin der Verstorbenen, vor der Thüre ihrer Hütte. Auf dieses Zeichen kamen alle Frauen im Dorfe heraus, schrien auf eben die Art,

und

und versammelten sich alle um den Ort herum, wo das erste Geschrei hergekommen war. Nach dem zu urtheilen, was man sah und hörte, hätte man sie alle vor Anverwandtinnen der Verstorbenen halten sollen, so sehr schienen sie vom Schmerze durchdrungen zu seyn, und in der That wäre kein stärkerer Beweis nöthig gewesen, wenn es ihnen von Herzen gegangen wäre. Der erschreckliche Lerm dauerte etliche Stunden, nemlich bis zu Anbruche des Tages. Alsdann giengen die Verwandten in die Hütte der Verstorbenen, nahmen sie bei der Hand, thaten viele Fragen an sie, und fügten die nachdrücklichsten Anerbietungen zu ihren Diensten hinzu; da sie aber sahen, daß sie nicht antwortete, giengen sie hinweg von ihr, und sagten: Ach! sie ist todt. Ihre Freunde thaten eben dasselbe. Hernach bestattete man die Leiche zur Erde, und setzte ihr zwei irdene Töpfe zur Seite, davon der eine mit Wasser, der andre aber mit Couscous angefüllet war. Als das Leichenbegängniß vorbei war, hörte das Schreien und Weinen auf. Damit war aber auch die Trauer zu Ende, und es wurde nun an nichts mehr gedacht, als an das

Fest,

Fest, welches zu Ehren der Verstorbenen sollte angestellt werden. Man fieng nemlich an demselbigen Tage des Abends an, einen Folgar, das ist, einen Ball zu halten, der drei Nächte hinter einander dauerte. Dabei gieng es folgendermaßen zu.

Alle junge Leute aus dem Dorfe hatten sich auf einem großen freien Platze versammelt, und in der Mitte desselben ein großes Feuer angemacht. Die Zuschauer bildeten ein längliches Viereck, an dessen beiden Enden sich die Tänzer in zwei Reihen, einander gegenüber, gestellet hatten, die Mannspersonen auf der einen, und die Frauenspersonen auf der andern Seite. So bald die zwei Trommelschläger, die auf den Seiten standen, um den Marsch zu schlagen, den Anfang gemacht hatten, fiengen die Tänzer ein Lied an, dessen Schlußreime von allen Zuschauern wiederholt wurden. Zu gleicher Zeit trat auf jeder Reihe eine Person aus dem Gliede, und tanzte einer Beliebigen von der andern Reihe bis auf zwei oder drei Schritte entgegen; darauf giengen beide wieder taktmäßig rückwärts, bis die Trommel das Zeichen gab, sich einander wieder zu nähern und auf ein-

ander

ander zu treffen, wobei jedes Paar die Schenkel gegen einander stieß. Darauf zogen sie sich wieder zurück, und fiengen oben das Spiel von vorn an, wobei sie ihren Tanz so oft veränderten, als mit der Trommel ein Zeichen dazu gegeben wurde. Endlich gieng jeder an seinen Ort zurück. Die andern Tänzer machten nach der Reihe eben die Bewegungen, doch ohne sie zu wiederholen: hernach stießen beide Reihen zusammen, und ein jeder spielte seine Rolle. Diese Stellungen sind der Sittsamkeit sehr zuwider; aber die übrigen Bewegungen, die man nicht sonderlich gewahr wird, wenn man nicht daran gewöhnt ist, waren es noch viel mehr. Die Negern thun nicht einen Schritt bei dem Tanzen, daß nicht auch ein jedes Glied ihres Leibes, sogar der Kopf, zu gleicher Zeit eine verschiedene Bewegung macht, wobei der Takt, ohnerachtet der Geschwindigkeit desselben, stets beobachtet wird. In der Genauigkeit dieser unendlichen Menge von Bewegungen bestehet hauptsächlich die Kunst des Negertanzes; man muß von Natur so gelenkig seyn, als sie, wenn man es ihnen darin gleich machen will. Diese heftige Lei-

besübung dauerte fast die ganze Nacht, und es ward dabei ein sehr starkes Bier getrunken, welches sie von Hirse machen. Die zwei folgenden Nächte wurden eben so zugebracht, und den dritten Tag hatten die Lustbarkeiten ein Ende.

Die Negern bauen über die Gräber ihrer Todten kleine Hütten, die sie mit Sande bedecken, welches der Gebrauch bei allen serärischen Völkern ist. Der Boden ist fast überall unangebauet. Die Negern vernachläßigen den Ackerbau, entweder weil der Sand zu unfruchtbar ist, oder weil sie einmal an den Fischfang gewöhnt sind, welcher ihnen weniger Mühe macht, und sie überlassen den Mohren die Sorge, ihnen das Nöthige zu verschaffen.

Adanson schoß einmal einen Fischgeier, welches die Negern sehr übel zu nehmen schienen, weil sie diesen Vogel in Ehren halten. Ja sie treiben diesen Aberglauben so weit, daß sie ihn mit unter die Zal ihrer Marabaous oder Priester rechnen, die sie als geheiligte oder göttliche Personen betrachten. Eine ähnliche Begebenheit wiederfuhr ihm in dem Dorfe Sor. Er saß mitten in einem Hofe

auf

auf einer Matte bei dem Befehlshaber des Dorfes und seinem ganzen Hause. Eine Otter von einer giftigen Art, die um die ganze Gesellschaft herum gekrochen war, kam endlich auch an ihn. Er schlug sie mit einem Stöckgen, das er in der Hand hatte, todt. Sogleich stand die ganze Gesellschaft auf, und schrie überlaut, als wenn er einen Mord begangen hätte; jeder entfernte sich von ihm und lief davon, so daß der Platz bald ganz leer wurde. Weil Ernst aus der Sache zu werden schien, und der Lerm davon sich durch das ganze Dorf ausbreitete; so machte er sich den Augenblick, da er allein war, zu Nutze, wickelte die Otter in sein Schnupftuch, und steckte sie in die Tasche. So bekam er dies Thier, welches sonst dort zu Lande schwer zu haben ist, und hoffte, daß sich die Gemüther wieder besänftigen würden, da es ihnen nicht mehr vor Augen war. Bei dem allen hielt er sich nicht gar zu sicher, und es würde ihm auch wirklich übel ergangen seyn, wenn nicht der Herr des Dorfes vermöge seiner Würde und seines Ansehens den Bewegungen ein Ende gemacht hätte. Die Negern beten zwar die Schlangen nicht

als Fetische oder Gottheiten an, verehren sie aber doch in so fern, daß sie solche nicht tödten; vielmehr lassen sie diese Thiere in ihren Hütten wachsen und sich vermehren, ohnerachtet sie oft ihre jungen Hüner fressen, und sich fast unterstehen, bei ihnen zu schlafen. Doch ist es wahr, daß sie selten jemand etwas zu leide thun; man muß sie böse machen, verwunden, oder ihnen auf den Leib treten, wenn sie einen Hieb mit den Zähnen thun sollen.

Die Negern sind insgesammt gute Schwimmer, und sie setzen sich den Wellen mit einer großen Kühnheit aus. Sie sind gute Schützen, und bedienen sich nur der großen und starken Flinten, welche Boucaniers genannt werden. Sie können sich unter Begünstigung der Farbe ihres Leibes, die vom Kopfe bis auf die Füße schwarz, und von dem Grünen auf dem Felde von fern nicht deutlich zu unterscheiden ist, dem Wilde sehr nähern. Dagegen fällt die weiße Gesichtsfarbe eines Europäers, das geringste Stück einer Manschette, oder eine weiße Halsbinde, dem Wilde von weitem sehr in die Augen, und macht es scheu.

Die

Die Negern kennen die Sterne sehr gut, und nennen eine große Menge derselben aus den vornehmsten Sternbildern. Für Leute von sehr eingeschränkten Kenntnissen ist die Richtigkeit, mit welcher sie über die Gestirne urtheilen, erstaunlich, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, durch Fleiß und Gebrauch der Werkzeuge, vortreffliche Sternkundige werden würden, da sie in einem Lande wohnen, wo der Himmel fast das ganze Jahr hindurch heiter ist, und sie sich immer im Freien aufhalten, mithin die größte Bequemlichkeit haben, alle Augenblicke dasjenige gewahr zu werden, was am Himmel vorgeht.

Einmal kam auf der Insel Senegal Feuer aus. Man kann leicht denken, wie geschwind sich solches durch die Hütten von Stroh, die außerordentlich dicht an einander stehen, und durch die Sonnenhitze ausgetrocknet sind, ausbreiten mußte. Die Marabous stiegen zwar auf die Gipfel der brennenden Hütten, und spuckten in das Feuer, wobei sie Gebete hermurmelten, ihre Grisgris hinein warfen, und viele andre lächerliche Possen machten. Es wurde aber da-

durch, wie leicht zu erachten, keine einzige erhalten, und das Feuer ließ nicht eher nach zu wüthen, als bis die Einwohner, welche die Vergeblichkeit dieser abergläubischen Beschwörungen sahen, sich die Mühe nahmen, Wasser und Sand darauf zu werfen, und es zu löschen. Den andern Tag fieng man sogleich an, den Schaden wieder zu ersetzen. Es wurden neue Hütten auf dem nemlichen Platze gebauet, und einige Tage hernach war aller Verlust vergessen, den das Feuer verursacht hatte. Die Feuersbrünste sind in diesem Lande sehr häufig, und so erschrecklich, daß das halbe Dorf auf Senegal in Zeit von fünf Jahren zweimal in weniger als 24 Stunden von den Flammen verzehret worden ist, welches eine Strecke von vierhundert Toisen ausmacht. Man kann oft die Ursache dieser Feuersbrünste nicht entdecken, weil sie gemeiniglich bei Tage in der größten Sonnenhitze entstehen; die Negern sind sie auch schon so gewohnt, daß sie wenig Menschen und Sachen dabei verlieren, weil sie sich beständig gefaßt darauf halten, ohne sich jedoch sehr dafür zu fürchten.

Die Ackerarbeit auf der Insel Sor wird auf folgende Art gemacht. Alle Einwohner des ganzen Dorfes zogen den 8ten des Monats Junius 1752, an welchem der Anfang derselben gemacht werden sollte, sehr früh im Gefolge des Oberhauptes auf das Feld, wobei sie tanzten und sangen, als wenn es ein Fest wäre. Einige trugen ihre Trommeln und Flöten; andre hatten anstatt aller Werkzeuge bloß eine kleine Grabschaufel, in Gestalt eines halben Mondes, mit einem in der Mitte gebognen Stiele in der Hand, welcher so lang war, daß sie sich nicht bücken durften. Nach einem kurzen Tanze von einigen Augenblicken auf dem nemlichen Platze, fiengen diese an, jedoch ohne aus dem Takte zu kommen, mit ihren Grabschaufeln in die Erde zu graben, um das Unkraut heraus zu werfen. Während dieser Arbeit wußten sie ihre Bewegungen und ihren Gesang so genau nach dem Tone und Takte der Instrumente einzurichten, daß man hätte glauben sollen, diese Leute wären lauter Sänger und Tänzer. Es war lustig anzusehen, was für Bewegungen und Verdrehungen diese Leute mit der zufriedensten Miene nach dem Schalle

der Trommeln machten, je nachdem dieser mehr oder weniger hurtig und lebhaft, und nachdem die Lieder der Guiriots munterer waren. Diese Arbeit höret nicht eher auf, als bis die Nacht anbricht. Zwei Tage darauf wird das Feld zum zweitenmale bearbeitet, welches darin besteht, daß sie mit eben dieser Grabschaufel einige Löcher machen, in welche sie so viel Hirse, als sie etwa mit den Fingerspitzen fassen können, hinein werfen, welche sie sogleich wieder zudecken, indem sie die Erde mit der großen Fußzehe wieder darüber scharren. Wenn dies vorbei ist, so verlassen sie sich im übrigen gänzlich auf den Regen, und nehmen bis zur Erndte von aller Arbeit Abschied. Ihre Lougans, so nennen sie ihre Ackerfelder, sind gemeiniglich von einer lebendigen Hecke von Dornen, oder einer Art von Wolfsmilch umgeben, welche niemals recht hoch noch sehr dick wird. Die Rinde derselben ist so weiß, daß sie sich deswegen unter allen Bäumen ausnimmt.

Auf einem Spatziergange mit zwei Negern, erzählt Adanson, trafen wir in dem Gebüsche am Fuße eines Baumes, der am Ufer eines Flusses stand, ein sieben Fuß langes

Kro-

Krokodil an. Einer von den Negern schlich ganz sacht an dasselbe hinan, um es nicht aufzuwecken, und versetzte ihm mit vieler Geschicklichkeit einen Stoß mit dem Messer auf der Seite des Halses, zwischen den Schuppen des Thieres und den Knochen des Kopfes, welcher beinahe durch und durch gieng. Da das Thier tödtlich verwundet war, wandte es sich, jedoch mit vieler Mühe, um, und gab dem Neger einen so heftigen Schlag mit dem Schwanze an die Beine, daß er zur Erde fiel. Dieser aber stand, ohne das Messer fahren zu lassen, sogleich wieder auf, und um nichts von dem mörderischen Rachen des Krokodils befürchten zu dürfen, umwickelte er ihn mit einer Pagne, da indessen sein Gefährte das Thier bei dem Schwanze hielt, und ich trat ihm auf den Leib, um ihm alle Bewegung zu benehmen. Hierauf nahm der Neger sein Messer, und schnitt ihm den Kopf herunter. Diese Arbeit war in kurzer Zeit geschehen. Beide Negern thaten ihr möglichstes, um das Krokodil bis an das Boot hin zu ziehen, denn zum Tragen war es gar zu schwer. Als sie aber sahen, daß alle ihre Mühe vergebens

war, so thaten sie es in ein Canot, um es an Bord zu bringen. Diese tapfere That brachte meinem Neger das Lob aller Laptots auf dem Boote, und der Einwohner in der Nachbarschaft zuwege, denen seine Geschicklichkeit in der Krokodilenjagd schon längst bekannt war. Man that diesem Wilde die Ehre an, noch diesen Abend einige Stücken davon zu essen. Ich kostete es gleichfalls, und fand es sehr eßbar.

Die Hirse lockt, wenn sie anfängt zu reifen, eine unendliche Menge von Vögeln herbei, die einen beträchtlichen Schaden daran thun. Um sie zu erschrecken, haben die Negern über ihre Lougans eine große Menge Fäden kreuzweise durch einander gezogen, und Muscheln, Knochen, und andre dergleichen Körper daran gehängt, die ein Geräusch machen, wenn sie an einander stoßen. An den vier Ecken des Feldes sind vier Stricke daran gebunden, welche die ganze Maschine in Bewegung setzen. An denselben halten eben so viel Frauen oder Kinder unter einer Art von Wetterdächern oder bedeckten Altänen Wache, welche etwa sieben bis acht Fuß hoch

sind.

sind. So bald sie die Vögel kommen sehen, zieht ein jedes an seinem Stricke, wodurch das ganze Werk in Bewegung kommt. Der dadurch entstandene Lärm wird durch ihr Geschrei und Händeklatschen noch mehr vergrössert. Dies dauert so lange, bis die Hirse geschnitten werden kann; doch geschehen aller Aufmerksamkeit ohnerachtet, häufige Räubereien, wodurch die Wachsamkeit der Negern oft hintergangen wird. Sie thun oft in sehr kurzer Zeit, und ehe noch die Negern Zeit haben, ihre Klappern in Bewegung zu setzen, einen unersetzlichen Schaden, und verursachen oft eine Hungersnoth.

Neben den Hirsefeldern sind andre, auf welchen Baumwolle, Indigo, Tabak, Wassermelonen, Bohnen und andre Küchengewächse stehen. Ein jedes derselben ist mit einer Dornhecke verzäunet, wovon eine Art von wilden Gurken in die Höhe läuft.

Alle Jahre wird das Tabaské-Fest gegen die Mitte des Oktobers von allen Muhamedanern von der Sekte Sina-Ali zum Gedächtniß der Geburt ihres Propheten gefeiert. Der

ganze

ganze Tag wird auf der Insel Senegal mit Schmausen und Lustbarkeiten zugebracht, und dabei an nichts weniger als an den Heiligen gedacht, dem das Fest gewidmet ist. Endlich wird es mit einem allgemeinen Balle beschlossen. Der Ball nimmt Nachmittags um vier Uhr mit Tanzen unter dem Schalle der Trommeln und Flöten, und dem Gesange der Sängerinnen seinen Anfang. Alle junge Leute erscheinen in ihrem größten Schmucke, und bemühen sich, ihre ganze Geschicklichkeit im Tanzen zu zeigen. Nachdem der Tanz zwei Stunden lang nach Landesgebrauch, das ist, mit den unanständigsten Stellungen und Bewegungen, die unserm Begriffe von der Sittsamkeit gerade entgegen gesetzt sind, gedauert hat, so wird das Schauspiel verändert, und den Standespersonen und Herren Platz gemacht, und es öffnet sich ein großer Kreis, in welchen sie auf ihren prächtig geputzten Pferden hinein kommen. Es ist überaus artig anzusehen, wie diese stolzen Läufer auf einen Augenblick ihr Feuer ablegen, und sich den Absichten des Festes gemäß betragen. Sie erheben ihre Füße, und stampfen damit leicht und nach

dem

dem Takte auf die Erde; alle Bewegungen ihres ganzen Leibes stimmen mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit mit dem Klange der Instrumente überein; kurz, alle ihre Stellungen haben das völlige Ansehen eines regelmäßigen und wol abgemessenen Tanzes. Es ist, als wenn das Fest eigentlich für sie wäre, so sehr scheinen sie Antheil daran zu nehmen, und gegen den Beifall empfindlich zu seyn. Es ist nicht leicht ein prächtigeres Schauspiel möglich, als ein solches mit dazu abgerichteten Pferden, insonderheit von der Schönheit und Gelehrigkeit, wie die arabischen in Senegal. Die Reiter tragen aber selbst zur Annehmlichkeit aller dieser Uebungen dadurch nicht wenig bei, daß sie ihre Pferde regieren, dasjenige gehörig auszudrücken, was sie selbst durch ihre Bewegungen vorstellen wollten, welches bald eine Schlacht, bald ein Kampf, eine Jagd oder ein Tanz war. Die Nacht macht endlich allen diesen mannichfaltigen Ergötzlichkeiten ein Ende.

Mit der Bereitung des Indigo machen die Negern nicht viel Umstände. Sie sammlen blos die Blätter der Pflanze, ohne auf eine

gewisse

gewisse Jahrszeit zu sehen, stoßen sie in einem Mörsel zu einem Teige, und machen kleine Kuchen daraus, die sie trocknen und aufheben. Wenn sie diese gebrauchen wollen, so lösen sie solche in einer Art von Lauge von der Asche eines fetten Gewächses, das auf den Wiesen wächst, und Réme heißt, auf. Diese Auflösung enthält die Farbe des Indigo, worin sie das Zeug kalt eintauchen, und dies so oft wiederholen, als sie es für nöthig erachten, ihm eine mehr oder weniger dunkle Farbe zu geben.

Einwohner des südlichen Theils von Amerika.

Auszüge aus der Beschreibung von Patagonien und den angränzenden Theilen von Südamerika, aus dem Englischen des Herrn Thomas Falkner. Gotha, 1775. 8.

Der Verfasser dieses Werkes ist ein Mann, der sich beinahe vierzig Jahre in Südamerika aufgehalten hat, und der nach seinen selbst gemachten Beobachtungen, und nach den Nachrichten, die ihm theils von eingebohrnen Indianern, theils von gefangnen Spaniern, die viele Jahre unter den erstern gelebt hatten, mitgetheilt worden waren, diese Beschreibung verfertigt hat. Die Veränderungen, die Herr Falkner mit seinem Aufsatze gemacht hat, betreffen blos die Sprache und Ordnung desselben; aber die Erzählungen des alten Reisenden sind von allen Zusätzen frei geblieben.

Erstes Kapitel.

Von einigen Einwohnern des südlichen Theils von Amerika überhaupt.

Die indianischen Nationen, die diese Gegenden bewohnen, belegen sich unter einander selbst mit dem allgemeinen Namen Moluchen und Puelchen.

Die Moluchen sind bei den Spaniern unter dem Namen Aucaes und Araucomos bekannt. Der erste davon ist ein Schimpfname, womit aufrührerische, wilde, ungezähmte Leute oder Straßenräuber belegt werden.

Sie nennen sich Moluchen, von dem Worte Molun, Krieg führen, und Moluche bedeutet einen Krieger. Sie sind über das ganze Land auf der öst- und westlichen Seite der Cordilleras in Chili, von den Gränzen von Peru bis an die magellanische Straße ausgebreitet, und werden in verschiedene Nationen, Picunchen, Pehuenchen und Huillichen eingetheilet.

Die Picunchen sind die nördlichsten unter diesen Völkern, und sie werden so genannt von Picun, welches in ihrer Sprache nördlich, und Che, welches Menschen oder Volk bedeutet. Sie bewohnen die Berge von Coquimbo an, bis etwas unter St. Jago in Chili. Dieses sind unter allen Moluchen die tapfersten und starkleibigsten, insonderheit aber die, die auf der westlichen Seite der Cordilleras wohnen, worunter die von Penco, Teucapel und Arauco begriffen sind, von welchen letztern die Spanier irriger Weise allen übrigen Indianern den Namen Araucanos beigelegt haben. Diejenigen, welche von den Cordilleras aus ostwärts wohnen, erstrecken sich nicht ganz bis Mendoza hin, und werden von denen auf der andern Seite Puelchen, welches Osten bedeutet, von andern aber, die südwärts liegen, Picunchen genannt.

Die Pehuenchen grenzen gegen Norden an die Picunchen, und erstrecken sich Valdivia gegenüber bis zum fünf und dreißigsten Grade südlicher Breite. Sie leiten ihren Namen von dem Worte Pehuen her, welches einen Fichtenbaum bedeutet, wovon ihr Land

eine

eine große Menge hervor bringt. Da sie den Picunchen südwärts liegen, so werden sie von diesen manchmal auch Huillichen, oder das südliche Volk, am gewöhnlichsten aber Pehuenchen genannt.

Diese zwei Nationen waren ehedem sehr zalreich, und in langwierige und blutige Kriege mit den Spaniern verwickelt, die sie beinahe aus Chili trieben, die Städte des Imperials, Osorno und Villarica zerstörten, und zwei ihrer vornehmsten Oberhäupter, Valdivia und Don Martin de Loyola, tödteten. Sie sind aber itzt so sehr geschmolzen, daß sie nicht im Stande sind, viertausend Mann ins Feld zu stellen. Daran sind gewissermaßen ihre öftern Kriege mit den Spaniern in Chili, Mendoza und Buenos Ayres, mit den Puelchen, ihren Nachbarn, und einigen andern Völkern, Schuld. Was aber die größte Verwirrung unter ihnen angerichtet hat, ist der Branntewein, den sie von den Spaniern kaufen, und der Puleu oder Chicha, den sie selbst machen. Sie versetzen oder verkaufen oft ihre Frauen und Kinder den Spaniern für Branntewein, in welchem sie sich betrinken, und dann einander ermorden, und selten ge-

schieht es, daß derjenige Theil, welcher bei dergleichen Vorfällen am meisten gelitten hat, lange auf eine Gelegenheit zur Rache wartet. Auch die Kinderpocken, die durch die Europäer in dieses Land gebracht wurden, verursachten unter ihnen eine größere Verwüstung, als die Pest, die durch ihren giftigen Einfluß ganze Städte verheeret. Diese Krankheit ist diesem Volke wegen seiner starken Leibesbeschaffenheit, schlechten Nahrung, Mangel an Bedeckung, Arzneien und nöthiger Wartung viel gefährlicher, als den Spaniern und Negern; ihre nächsten Anverwandten fliehen diejenigen, die diese Krankheit befällt, um nicht angesteckt zu werden, und lassen sie vielleicht mitten in einer Wüste umkommen.

Die zalreiche Nation der Chechehets holte diese ansteckende Krankheit in der Nachbarschaft von Buenos Ayres, und zog sich, in Hoffnung, der Wuth derselben zu entgehen, durch ungeheure Wüsten in ihr eignes Land, welches ohngefehr zweihundert Meilen entfernt war, zurück. Während dieser Reise ließen sie alle ihre erkrankten Freunde und Anverwandten hinter sich, verlassen und allein,

lein, und ein Fell, das sie ihnen, um sie gegen den Wind zu sichern, aufrichteten, und ein Krug mit Wasser war alles, womit sie ihnen den letzten Beistand leisteten. Dadurch sind sie so sehr herunter gekommen, daß sie nicht mehr als dreihundert Mann zählen können, die im Stande sind, die Waffen zu führen.

Die Huilliches oder südlichen Moluchen erstrecken sich von Valdivia bis an die magellanische Straße, sie werden in vier verschiedene Stämme oder Völkerschaften abgetheilt. Der erste dieser Stämme dehnet sich bis an die See von Chiloe und jenseit des Sees Nahuelhuaupi hin, und spricht die Chilenische Sprache. Die Chanos sind die zweite Völkerschaft, und sie wohnen auf und neben den Inseln von Chiloe. Die dritte heißt Poy-Yus oder Peyes, und bewohnt die Seeküste vom acht und vierzigsten bis zum ein und funfzigsten Grad südlicher Breite und etwas drüber. Von hier an bis an die Straße geht das Land der vierten Nation, genannt Key-Yus oder Keyes. Die drei leztern sind unter dem Namen Vuta Huilliches oder große Huilliches bekannt, weil sie größer

sind, als die erstern, die deswegen Pichi Huilliches oder kleine Huilliches genannt werden. Sie scheinen sogar ein ganz verschiedenes Volk von jenen zu seyn, indem ihre Sprache eine Mischung der Moluchischen und Tehuelischen Sprache ist. Die andern Huillichen und die Pahuenchen reden die nemliche Sprache unter einander, und unterscheiden sich darin von den Picunchen, daß sie sich statt des R und D, welche zwei Buchstaben nicht in ihrem Alphabete sind, des S bedienen, und die Picunchen, die kein S haben, brauchen statt dessen die Buchstaben R und D, und oft das T, wo die andern Ch setzen, z. E. Domo für Somo, eine Frau, Huaranca für Huasanca, ein tausend. Diese Völkerschaften sind zalreich, insbesondre die Puta Huilliches.

Die Puelchen, oder östlichen Völker (von den Chilischen so genannt, weil sie diesen gegen Osten wohnen) grenzen westwärts an die Moluchen bis an die magellanische Straße, die gegen Süden ihre Grenze ist; nach Norden zu stoßen sie an die spanischen Länder von Mendoza, San Juan, San Louis de la Punta, Cordova und Buenos Ayres, und

gegen

gegen Osten an den Ocean. Wegen Verschiedenheit der Lage ihrer Länder, oder weil sie ursprünglich verschiedene Völker sind, haben sie auch verschiedene Namen. Die gegen Norden heißen Taluhets; west- und südwärts von diesen sind die Divihets, nach Südosten die Chechehets, und an die südliche Grenze dieser letztern stößt das Land der Tehuelhets, oder in ihrer eignen Sprache Tehuel Cunny, das ist, südliche Menschen.

Die Taluhets grenzen gegen Westen an die Picunches, und wohnen an der östlichen Seite des erstern Desaguadero, bis hin an die Seen von Guanacacha in den Gebieten von St. Juan und St. Louis de la Punta. Sie sind in kleine Haufen zerstreut, und bleiben selten an einer Stelle. Es befinden sich auch einige wenige von diesem Volke in der Gerichtsbarkeit von Cordova am vierten, dritten und zweiten Flusse; aber der größere Theil derselben ist entweder in ihren Kriegen mit den andern Puelchen und den Mocovies zu Grunde gegangen, oder hat seine Zuflucht zu den Spaniern genommen. Vormals hielten sich einige von dieser Nation in dem Gebiete von Buenos Ayres an den Flüssen Lu-

jan und Conjas, und in dem Gebiete von Matanza auf; sie sind aber itzt nicht mehr da. Der Rest von dieser Nation ist gegenwärtig so gering, daß sie nicht einmal im Stande wäre, zweihundert streitbare Männer aufzubringen, und in kleinen Haufen Seeräuberkriege zu führen, wenn ihnen von ihren Nachbarn, den Picunchen, Pehuenchen und Dirihets, nicht Beistand geleistet würde, und sogar mit allen ihren Hülfstruppen können sie höchstens nicht mehr als fünfhundert Mann, und auch diese nur sehr selten, ins Feld stellen. Diese Nation und die Dirihets sind den Spaniern unter dem Namen Pampas bekannt.

Die Dirihets grenzen westwärts an das Land der Pehuenchen vom fünf und dreißigsten bis zum acht und dreißigsten Grade südlicher Breite, und sie breiten sich längs den Flüssen Sanquel, Colorado und Hueyque, ohngefehr vierzig Meilen weit nach der östlichen Seite des Casuhati aus. Sie sind eben so unstät, und nicht viel zalreicher als die Toluhets, indem sie größtentheils in ihren Versuchen, die Spanier zu plündern, aufgerieben worden sind. Zuweilen machen sie

mit

mit den Taluhets, und zu einer andern Zeit wieder mit den Pehuenchen gemeinschaftliche Sache, mehrentheils aber thun sie ihre Streifereien allein über die Grenzgebirge von Cordova und Buenos Ayres vom Arecife bis nach Lujan; tödten die Menschen, führen Weiber und Kinder in die Sclaverei, und treiben das Vieh mit sich fort.

Diese zwei Völker leben hauptsächlich vom Pferdefleische. Sie jagen dieselben in kleinen Haufen von dreißig bis vierzig Mann auf den ungeheuren Ebenen zwischen Mendoza und Buenos Ayres, wo sie oft auf starke Haufen Spanier stoßen, die zu eben dieser Zeit abgeschickt werden, und die Gesetze der Wiedervergeltung mit noch größerer Grausamkeit gegen sie ausüben. Dieses ist aber nicht die einzige Gefahr, der sie sich aussetzen. Denn wenn die Tehuelhets oder Chechehets den Casuhati oder Vuulcan und Tandil erreicht haben, zu der Zeit, wenn die Dirihets und Taluhets in Begriff sind, mit ihrer Beute zurück zu kehren, so werden sie von diesen auf ihrem Rückzuge, besonders an solchen Plätzen überfallen, wo sie nach langen Märschen, um ihr Vieh ausruhen zu las-

sen, Halt zu machen genöthigt werden. Was sich von ihnen widersetzt, wird getödtet, das übrige geraubt, und die Beute weggeschleppt.

Das Land der Chechehets, oder des östlichen Volkes, liegt eigentlich zwischen dem Flusse Hueyque, und dem ersten Desaguadero oder Colorado, und von da bis an den zweiten Desaguadero oder schwarzen Fluß. Sie wandern aber beständig aus, nehmen ihre Wohnungen mit sich, und trennen sich aus den nichtigsten Bewegungsgründen, und oft aus keiner andern Ursache, als wegen ihres natürlichen Hanges zum Herumschweifen. Ihr Land hat nur einen Ueberfluß an den kleinern Gattungen des Wildprets, als Hasen, Armodillen, Straußen u. s. w., von Quanacoen aber giebt es wenig oder gar nichts. Wenn sie wegen Mangel an Pferden auf die Berge Tandil oder Casuhati gehen, so sind sie im Jagen und dergleichen so ungeschickt, daß sie bei ihrer Zurückkunft kein Stück mitbringen, wofern sie nicht von ihren Nachbarn, den Tehuelhets, einige bekommen, oder so glücklich gewesen sind, irgend eine Partei Pehuenchen überfallen zu

haben,

haben, die gemeiniglich mit einer reichen Beute von Pferden zurückkehren. In einem andern Betracht ist es ein armes, unschuldiges und aufrichtiges Volk, und ehrlicher als die Moluchen oder Taluhets. Sie sind sehr abergläubisch, Wahrsagungen und Zaubereien äußerst ergeben, und lassen sich leicht betrügen. Im Ganzen genommen sind sie ein hochaufgewachsenes und beherztes Volk, wie ihre Nachbarn, die Tehuelhets, haben aber eine andre Sprache als diese. So leutselig und demüthig sie im Frieden sind, so kühn und unternehmend sind sie dagegen im Kriege, wie es die Taluhets oftmals auf ihre Unkosten erfahren haben. Itzt ist ihre Anzal durch die Kinderpocken sehr verringert worden.

Die Tehuelhets, die in Europa unter dem Namen der Patagonen bekannt sind, hat man aus Unwissenheit ihrer Mundart Tehuelchus genannt. Denn Chu bedeutet Land oder Wohnung, und keineswegs Volk, welches durch das Wort Het, und weiter gegen Süden durch Cunny ausgedrückt wird. Die Spanier kennen diese und die Chechehets unter dem Namen Serranos oder Bergbewoh-

ner.

ner. Sie sind in sehr viele Unterabtheilungen zertheilt, als in die Leuruches oder das Fußvolk, und in die Callilehet oder das Bergvolk, unter welchen sich die Culilau Cunnys, Sehuau Cunnys und Yacana Cunnys befinden. Sie werden insgesammt, das Fußvolk ausgenommen, von den Moluchen Vucha Huilliches genannt.

Die Leuruches wohnen an den nördlichen und südlichen Ufern des Negro, oder, wie sie ihn nennen, Lufu Leuru. Gegen Norden besitzen sie ein großes unbewohntes Land, durch welches man wegen der dicken Wälder, Seen und Moräste, die mit stachlichtem und scharfem Schilfrohr, Sanquel genannt, angefüllt sind, nicht kommen kann. Daher ist diesem Lande alle Gemeinschaft mit den nördlichen abgeschnitten, und man kann sonst nirgends, als westwärts an der Küste hin, durchreisen. Dies Volk scheint eine Zusammensetzung von Tehuelhets und Chechehets zu seyn; sie reden die Sprache der letztern, aber mit einer geringen Untermischung aus der Tehuelischen Sprache. Auf der östlichen Seite breiten sie sich bis an die Chechehets und Huilliches aus; gegen Norden aber

grenzen

grenzen sie an die Dirihets und gegen Süden an die andern Tehuelhets. Wenn sie um den großen See Huenchum Larquen herum gehen, so erreichen sie Valdivia von Huichin aus in sechs Tagen. Diese Nation scheint das Haupt der Chechehets und Tehuelhets zu seyn, und ihre Caciken sind eine Art kleiner Monarchen über alle die übrigen. Wenn sie Kriege ankündigen, so stoßen gemeiniglich die Chechehets, Tehuelhets, Huilliches und diejenigen Pehuenches zu ihnen, die am meisten nach Süden zu ein wenig unter Valdivia wohnen.

Ohne diese aber ist ihre Mannschaft wenig zalreich, und sie werden nur mit größter Noth im Stande seyn, dreihundert streitbare Männer aufzubringen. Auch sie sind durch die Kinderpocken, wie die Chechehets, sehr dünne gemacht worden; denn als sie, mit dieser Nation vereinigt, in großer Anzal in die Ebenen von Buenos Ayres kamen, und den berühmten Don Gregorio Mayu Pilqui Ya am See Lobos mit einer starken Parthei Taluhets angriffen, alle niederhaueten, und sich sodann auf den Vuulcan zurückzogen, nahmen sie unglücklicher Weise

einige

einige Kleider mit sich fort, die erst kurz vorher zu Buenos Ayres gekauft, und von den Kinderpocken angesteckt worden waren. Auch ihre Kriege mit ihren nördlichen Nachbarn, den Picunches, Pecuenches und Taluhets, die sich mit einander verbanden, auf der Seite der Cordilleras zuweilen in ihr Land hinein giengen, und sie überfielen, sind an ihrer Verringerung Schuld. Wenn sich ein solcher Ueberfall ereignete, schwammen sie, um ihren Feinden zu entgehen, queer durch den Fluß, welches die andern nicht nachzuthun im Stande waren. Aber die Kinder, welche in der Verwirrung und Bestürzung zurückgelassen wurden, fielen dem unmenschlichen Feinde als eine Beute in die Hände, der alle, die er fand, auf das grausamste schlachtete, und nicht einmal derer schonte, die in ihren Wiegen hiengen. Inzwischen geschahen diese Ueberfälle nicht immer so heimlich, daß sie nicht zuweilen Nachricht davon hätten erhalten sollen, und dann entkamen wenige der Wuth dieser tapfern Nation, und ihr Cacike, Cacapol, zeigte seinen Gästen große Haufen von Knochen und Hirnschädeln dieser Feinde, die er sich rühmte erschla-

gen

gen zu haben. Die Politik dieses Caciken besteht darin, Frieden mit den Spaniern zu halten, damit sein Volk mit Sicherheit auf den weiten Ebenen von Buenos Ayres zwischen den Grenzen von Matanza, Conchas und Magdalena und den Gebirgen jagen könne. Aus diesem Grunde leidet er auch nicht, daß die andern Stämme weiter als bis nach Luján kommen dürfen, um auch auf der südlichen Seite den Frieden zu unterhalten. Deswegen stellen sich seine Caciken und Bundesgenossen in den Monaten Julius, August und September an, als wenn sie jagen wollten, um auf die Bewegungen ihrer Feinde ein wachsames Auge zu haben, die sie öfters anfallen und zerstreuen. Aus dieser Ursache fiengen die Indianer mit den Spaniern, ohnerachtet ihrer außerordentlichen Eifersucht gegen sie, bis ohngefehr 1738 oder 1740 keinen Krieg an, da dann folgendes die Ursache zum Bruche gab.

Die Spanier brachten auf eine sehr unverständige und undankbare Art den Mayu Pilqui Ya, den einzigen Taluhetischen Caciken, der ihr Freund war, ins Verderben, indem sie ihn zwangen, sich bis zu einer gewissen

wissen Entfernung zurück zu ziehen, wo er seinen Feinden ausgesetzt war, die er sich durch die Vertheidigung ihrer Gebiete gegen seine andern Landsleute und die Picunches zugezogen hatte, und wo es ihm wegen der zu großen Entlegenheit unmöglich war, eine Hülfe von den Spaniern zu erhalten. Nach dem Tode des Caciken überfiel eine Parthei Talubets und Picunches die Meierhöfe an den Flüssen Areco und Arecife, die durch Tsumoanantu und Carulonco angeführt wurden, und die Spanier, die mit ihrem Feldherrn, Don Juan de St. Martin, zu weit entfernt waren, um die Räuber einzuholen, kehrten südwärts zurück, damit sie ihnen in die Hände fallen möchten. Hier stießen sie auf die Zelte des alten Caleiyan mit der einen Hälfte seines Volks, das, unwissend was vorgegangen war, und ohne eine Gefahr zu muthmaßen, eingeschlafen war. Ohne zu untersuchen, ob diese die Anfänger des Streits wären, gaben sie, unterdessen daß sie in ihren Zelten schliefen, Feuer auf sie, und tödteten ihrer viele mit Weibern und Kindern. Die übrigen, als sie erwacht waren, und das traurige Schauspiel ihrer getödteten

Weiber

Weiber und Kinder erblickten, entschlossen sich, ihren Verlust nicht zu überleben, und ergriffen ihre Waffen, ihr Leben, so theuer als möglich, zu bezalen; aber zuletzt wurden sie alle mit ihren Caciken durch das Schwerdt hingerafft.

Der junge Caleliyan war damals abwesend; als er aber von dem, was vorgefallen war, Nachricht erhielt, kehrte er nach dem Abzuge der Spanier zurück, sah das Blutbad seines Vaters, seiner Anverwandten und Freunde, und entschloß sich zur unmittelbaren Rache. Zu dem Ende versammelte er ohngefehr dreihundert Mann unter seinen Landesleuten und den Picunches, fiel in den Flecken Lujan, tödtete eine große Menge Spanier, machte einige zu Gefangenen, und trieb einige tausend Stück Rindvieh mit sich fort. Hierauf brachten die Spanier an sechshundert Mann ihrer Landmiliz und einen Haufen regulärer Truppen mit aller Geschwindigkeit zu einem Feldzuge zusammen, aber doch nicht geschwind genug für einen so schnellen Feind. Da sie nicht im Stande waren, ihn einzuholen, so marschirten sie um die Salzteiche herum nach dem Casuhati zu,

wo eben der Cacike Cangapol mit wenigen Indianern war, der sich aber sehr weislich zurückzog. Nachdem es ihnen also auch hier fehlgeschlagen war, wandten sie sich auf der Seeseite nach dem Vuulcan zu, wo sie auf einen Haufen Huillichen stießen, die, weil sie ihre Freunde waren, und Friede mit ihnen hatten, ihnen ohne Waffen zum Empfang entgegen kamen, ohne die geringste Gefahr zu argwohnen. Sie wurden aber auf gegebnen Befehl des Feldherrn schnell umringt und in Stücken zerhauen, ohnerachtet der Kriegsbefehlshaber dieser Truppen wider ein solches Verfahren Vorstellungen that, und zu ihrem Besten eine Vorbitte einlegte. Nach Vollendung dieser heldenmäßigen That marschirten sie nach dem Salado, nicht über vierzig Meilen von Buenos Ayres, und ohngefehr zwanzig von den Meierhöfen in dem Gebiete dieser Stadt.

Hier hatte ein tehuelischer Cacike, Tolmichi Ya genannt, ein Vetter des Cacapol und Freund und Bundesgenosse der Spanier, bei denen er in Ansehen stand, unter dem Schutze des damaligen Statthalters, Salcedo,

sein

sein Lager aufgeschlagen. Dieser Cacike wurde mit dem Briefe des Statthalters in der Hand, und indem er die Erlaubniß vorzeigte, von dem Feldherrn durch den Kopf geschossen, die indianischen Männer wurden alle getödtet, und Weiber und Kinder mit dem jüngsten Sohne des Caciken, einem Knaben von ohngefehr zwölf Jahren, gefangen weggeführt. Glücklicher Weise war sein ältester Sohn zwei Tage zuvor mit einer Parthei Indianer ausgegangen, wilde Pferde zu jagen.

Dieses grausame Betragen des Feldherrn erbitterte alle indianische Völkerschaften der Puelchen und Moluchen so sehr, daß sie insgesammt wider die Spanier die Waffen ergriffen. Diese sahen sich daher auf einmal auf den Grenzen von Cordova und Santa Fe, längst dem ganzen Flusse Plata hinab, in einer Strecke von hundert Meilen, allenthalben dergestalt angefallen, daß es ihnen unmöglich war, sie davon abzuhalten. Denn weil die Indianer zu gleicher Zeit in kleinen fliegenden Haufen, und gemeiniglich bei Mondenschein, in viele Flecken oder Meierhöfe einfielen, so war es unmöglich, die Anzal

ihrer Partheien zu zälen, und indem die Spanier sie auf einer Seite in zalreichen Haufen verfolgten, so ließen sie alle die übrigen unbedeckt.

Cagapol, der mit seinen Tehuelhets bisher in Freundschaft mit den Spaniern gelebt hatte, war wegen des auf seinen Sohn gemachten Anfalls, der Niedermetzelung seiner Freunde, der Huillichen, der Ermordung seiner geliebtesten Blutsfreunde und andrer Anverwandten, und wegen der unedlen Art, womit sie ihre todten Körper beleidigt hatten, wider die Spanier höchst aufgebracht, und ob er gleich damals beinahe siebenzig Jahre alt war, stellte er sich doch an die Spitze von tausend (nach andrer Behauptung viertausend) Mann. Diese bestanden aus Tehuelhets, Huillichen und Pehuenches, und er fiel mit ihnen in das Gebiet von Magdalena, ohngefehr vier Meilen von Buenos Ayres, ein, und vertheilte seine Truppen mit so vieler Klugheit und Einsicht, daß er innerhalb Tag und Nacht einen über zwölf Meilen weiten Strich des volkreichsten und fruchtbarsten Landes dieser Gegenden rein ausplün-

derte

derte und entvölkerte. Er tödtete viele Spanier, nahm eine große Menge Frauen und Kinder gefangen, und führte über zwanzig tausend Stück Rindvieh, außer den Pferden und dergleichen, mit sich fort.

Bei dieser Unternehmung verlohren die Indianer einen einzigen Tehuelhet, der sich, aus Begierde zu plündern, von seinen Gefährten zu weit entfernte, und den Spaniern in die Hände fiel. Cangapol, Cacapols Sohn, wurde hierauf verfolgt und eingeholt; die Spanier hatten aber das Herz nicht, ihn anzugreifen, indem sie und ihre Pferde, ohne eine Erfrischung zu genießen, in der Geschwindigkeit einen Marsch von vierzig Meilen gethan hatten.

Die Einwohner von Buenos Ayres erhielten sehr frühzeitig durch die Flüchtlinge Nachricht von diesem unverhofften Ueberfalle, und geriethen in die äußerste Bestürzung. Die Spanier, durch diesen Schlag gedemüthigt, entsetzten den Feldmarschall seiner Stelle, gaben sie einem andern, und brachten sodann eine Armee von siebenhundert Mann auf die

Beine, die nach dem Casuhati marschirte, aber nicht in der Absicht, den Krieg zu erneuern, sondern um Frieden zu bitten. Noch war seit dieser letzten Niederlage kein ganzes Jahr verstrichen, als die Indianer, unter der Anführung des jungen Caciken, Cangapol, aus allen den verschiedenen Nationen eine Armee von beinahe viertausend Mann errichteten, mit welcher sie alle Spanier leicht zu Grunde gerichtet haben würden. Aber, ohnerachtet dieser Vortheile, hörten sie doch die Vorschläge des neuen Feldmarschalls, den sie für ihren Freund hielten, an. Dieser schlug ihnen, aus Furcht vor den Folgen, die ein neuer Bruch nach sich ziehen würde, unter andern Bedingungen, vor, daß er ihnen alle gefangenen Indianer, ohne alle Einschränkung, und ohne dagegen die spanischen Gefangenen frei zu geben, ausliefern wolle.

Diese niederträchtige Bedingung wurde dem Missionar der Jesuiten sogleich hinterbracht. Dieser begab sich alsbald mit einigen seiner bekehrten Chechehets und Tehuelhets ins spanische Lager, und durch dies Mittel wurden die Indianer hauptsächlich

dahin

dahin bewogen, der spanischen Armee zu schonen. Er schlug vor, daß man eine wechselseitige Auswechselung der Gefangenen eingehen möchte, aber die Furcht vor einen andern Krieg war so groß, daß man diesen Vorschlag verwarf, obgleich viele andre Indianer keine rühmlichere Bedingungen verlangten. Einige tehuelische Caciken, die ihre Gefangenen mit sich genommen hatten, gaben ihnen sogleich die Freiheit, und machten Friede, weil sie den Vorschlag des Feldmarschalls in keinem andern Lichte betrachteten, als daß die Auswechselung der Gefangenen von beiden Seiten geschehen sollte. Die Moluchen kamen wirklich nach Buenos Ayres, und nahmen alle indianische sowol als tehuelische Gefangenen in Empfang, ohne diejenigen Spanier, die ihre Gefangenen waren, dagegen auszuliefern. Seit dieser Zeit haben die Tehuelhets alle Jahre einmal, in Hoffnung Beute zu machen, einen Einfall in das Gebiete von Buenos Ayres gethan, und eine große Anzal Rindvieh mit sich weggeführt. Aber den größten Schaden fügten sie den Spaniern im Jahre 1767 zu, als sie, nach einigen erhaltenen Ausforderungen, den

Krieg von neuem anfiengen, und viele Gefangene mit sich fortschleppten. Bei dieser Gelegenheit kamen von zwei Partheien Spaniern, die ihnen nachgesetzt hatten, nicht mehr als zehn wieder zurück.

Die Tehuelhets, welche von Osten nach Westen hier an diejenigen grenzen, die am Flusse Sauces wohnen, stoßen gegen Nordosten an die Chechehets, und gegen Osten an die ungeheuere Wüste, die ohngefehr vierzig Meilen von der Mündung des schwarzen Flusses südwärts ihren Anfang nimmt, und sich beinahe bis an die magellanische Straße ausdehnt. Nach Westen zu haben sie die Huillichen zu Nachbarn, die an den Seeküsten von Chiloe wohnen, und sich bis zum vier und vierzigsten Grad südlicher Breite erstrecken. Ihr ganzes Land ist gebirgig, voll tiefer Thäler und ohne einen beträchtlichen Fluß. Die Eingebohrnen bekommen ihre Wasser von Quellen und kleinen Flüssen, die sich in Seen verlieren, worin sie ihr Hornvieh abschwemmen. In dürren Sommern trocknen diese Seen aus, und dann sind sie genöthigt, wegen Mangel des Wassers an

den

den schwarzen Fluß und anders wohin zu gehen. Diese Nation säet und pflanzet nicht, sondern lebt hauptsächlich von Guanacoen, Hasen und Straußen, die ihr Land hervorbringt, und vom Pferdefleische, wenn sie es bekommen können.

Die Seltenheit dieser Nahrungsmittel macht, daß sie, um dergleichen aufzusuchen, beständig von einem Lande zum andern in Bewegung sind. Zuweilen gehen sie in grosser Menge nach dem Casuhati, zu einer andern Zeit wieder nach den Bergen Vuulcan oder Tandil, und auf die Ebenen in der Nachbarschaft von Buenos Ayres, welches drei- bis vierhundert Meilen von ihrem Lande entfernt liegt. Unter allen Nationen des ganzen Erdbodens ist keine so unruhig, und keine besitzt so viel Neigung zum Rauben, als dieses Volk. Denn weder ein ausserordentlich hohes Alter, noch Blindheit, noch eine andre Schwächlichkeit hindert sie, ihrer Neigung zum Herumschweifen nachzuhängen. Es ist ein sehr starkes und wol gebildetes Volk, und nicht so braun, wie die andern Indianer; einige ihrer Frauenzimmer sind sogar

eben so weiß, wie die Spanier. Sie sind höflich, verbindlich und von guter Art; aber sehr unbeständig, und binden sich nicht so genau an ihre Versprechungen und Verbindlichkeiten. Sie sind herzhaft, kriegerisch und haben keine Furcht vor dem Tode. Sie sind bei weitem zalreicher, als alle indianischen Völkerschaften dieser Gegenden, und machen für sich allein so viel aus, als alle übrigen zusammen genommen. Sie sind die Feinde der Moluchen, die sich sehr vor ihnen fürchten; und wenn sie so gut mit Pferden versehen wären, wie die Moluchen, so würden diese, die den Spaniern so fürchterlich sind, schon längst von ihnen vertilgt worden seyn, und die Divihets und Taluhets wären nie vermögend gewesen, ihrer Macht zu widerstehen.

Gegen Süden von diesem Volke liegen die Chulilau Cunnys und Sehuau Cunnys, die die südlichsten Indianer sind, welche auf Pferden reiten. Sehuau bedeutet in der tehuelischen Sprache eine Art schwarzer Kaninchen, ohngefehr von der Größe einer Feldratze, und weil ihr Land an diesen Thieren

einen

einen Ueberfluß hat, so kann man diese Benennung davon herleiten.

Diese zwei Nationen scheinen mit den Tehuelhets von einerlei Abkunft zu seyn, und sind in ihrer Mundart wenig von ihnen unterschieden. An den kleinern Abweichungen beider Sprachen kann die Gemeinschaft der erstern mit den Poy Yus und Key Yus Schuld seyn, die an der westlichen Küste und an der magellanischen Straße wohnen.

Alle Tehuelhets reden eine von den andern Puelchen und den Moluchen ganz verschiedene Sprache, und dieser Unterschied betrifft nicht allein die Worte, sondern sogar die Declinationen und Conjugationen derselben; aber sie bedienen sich dennoch einiger Worte beider Nationen. Diese Nationen von Tehuelhets sind vermuthlich diejenigen, welche die Missionarien von Chili Poy Yus genannt haben, weil sie in der Gegend wohnen, wo sie diese hinsetzen, aber die Wahrheit ist, daß die Poy Yus näher an der Seeküste wohnen.

Die letzte Nation der Tehuelhets sind die Yacana Cunnys, welches Fußvolk bedeutet, indem

indem sie wegen Mangel an Pferden, deren es keine in ihrem Lande giebt, beständig zu Fuße reisen müssen. Nördlich grenzen sie an die Sehuau Cunnys; westlich aber an die Key Yus oder Key Yuhues, von welchen sie durch eine Kette von Bergen getrennet sind; gegen Osten an den Ocean, und gegen Süden an die Inseln der Terra de Fuego, oder die Südsee. Diese Indianer wohnen an der See auf beyden Seiten der Straße, und bekriegen einander oft. Sie bedienen sich zur Fahrt durch die Straße leichter Flößen, wie die auf Chiloe. Oft werden sie von den Huillichen und den andern Tehuelhets angefallen und als Sclaven fortgeführt, indem sie weiter nichts, als ihre Freiheit und ihr Leben zu verlieren haben. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Fischen, die sie entweder durch Untertauchen im Wasser fangen, oder mit ihren Pfeilen im Wasser schiessen. Sie laufen sehr schnell und fällen die Guanacoen und Straußen mit Kugeln. Sie sind eben so groß, wie die andern Tehuelhets, und selten über sieben, oft auch nicht einmal sechs Fuß hoch, übrigens aber ein unschuldiges und friedfertiges Volk.

Wenn

Wenn die Spanier oder Franzosen, wie es oft geschieht, nach Terra del Fuego gehen, um Brennholz für die maluinischen Kolonien zu holen, so leisten sie ihnen nach möglichen Kräften Beistand. Um sie zu bewegen herab zu kommen, bedienen sie sich einer weißen Flagge, woran sie sie erkennen können. Denn gegen die Engländer sind sie dergestalt eingenommen, daß sie gleich fortlaufen, so bald sie eine rothe Flagge erblicken. Die Franzosen und Spanier legen die Schuld davon einigen englischen Schiffern bei, die einigemal großes Geschütz daselbst abgefeuert hätten, vor dessen Knall die Indianer dergestalt erschrocken wären, daß sie sich seit der Zeit bei Erblickung der rothen Flagge nicht mehr wagten, hervor zu kommen. Dieses kann möglich seyn; aber es ist auch gewiß, daß man sich vieler Kunstgriffe bedienet hat, um die Gemeinschaft dieses Volks mit den Engländern zu hintertreiben.

Alle Nationen der Tehuelhets werden von den Moluchen Vucha Huilliches oder das große südliche Volk genannt. Bei den Spaniern heißen sie Bergbewohner, ob diese gleich

nicht

nicht wissen, wo sie herkommen. Dem übrigen Theile von Europa sind sie unter dem Namen Patagonen bekannt.

Die Puelchen oder östlichen Indianer sind eine große Art Menschen, und verschiedene darunter sieben Fuß sechs Zoll hoch; diese waren aber von keinem besondern Stamme. Man findet aber unter ihnen auch andre aus eben diesem Stamme, die nicht über sechs Fuß hoch waren. Die Moluchen oder westlichen Indianer, die zwischen den Gebirgen wohnen, sind von kleinerer Statur, aber breit und untersetzt. Die Bewohner der nebelichen Berge der Cordilleras machen sich oft des Selbstmords schuldig, ein Verbrechen, wovon man selten etwas unter den östlichen Indianern gehört hat.

Zweites Kapitel.

Von der Religion, Regierung, Politik und den Gebräuchen der Moluchen und Puelchen.

Diese Indianer glauben zwei höhere Wesen, ein gutes und ein böses. Das gute heißt bei den Moluchen Toquichen, welches Regierer des Volks bedeutet, bei den Taluhets und Diviets aber Soychu, welches Wort in ihrer Sprache ein Wesen bezeichnet, das in dem Lande des starken Getränkes herrscht. Die Tehuelhets nennen diesen Gott Guayara Cunny oder den Herrn der Todten.

Sie haben sich eine Menge solcher Gottheiten erdacht. Einige hält man für Oberhäupter einzelner Familien von Indianern, deren Schöpfer sie gewesen seyn sollen. Einige machen sie zu Befehlshabern und Schöpfern der Tiger, andre der Löwen, andre der Guanaconen, andre der Straußen u. s. w. Sie bilden sich ein, diese Gottheiten hätten

ganz

ganz von einander abgesonderte Wohnungen in ungeheuren Hölen unter der Erde, unter einem See, Hügel u. s. w. und daß, wenn ein Indianer stürbe, seine Seele in den Aufenthalt der Gottheit, die über seine Familien regiere, übergehe, um daselbst der Glückseligkeit einer ewigen Trunkenheit zu genießen.

Sie glauben, daß ihre guten Götter die Welt gemacht, und die Indianer in ihren Hölen zuerst erschaffen, ihnen Lanzen, Bogen, Pfeile und Steinkugeln zum Streiten und Jagen gegeben, und sie sodann von sich ausgestoßen hätten, um für sich selbst zu sorgen. Sie stellen sich diese Götter der Spanier auf eben diese Art vor, nur mit dem Unterschiede, daß die Spanier statt Lanzen, Bogen u. s. w. Geschütz und Schwerdter von ihnen empfangen hätten. Sie glauben, daß, als die vierfüßigen Thiere, Vögel und kleinere Thiere erschaffen worden, die geschwindesten zuerst aus ihren Hölen gekommen, die Ochsen und Kühe aber die letzten gewesen wären, und die Indianer hätten sich bei Erblickung ihrer Hörner so darüber entsetzt, daß sie den Eingang ihrer Hölen mit großen

Steinen

Steinen verrammelt hätten. Deswegen sei auch nicht eher Hornvieh in ihrem Lande gewesen, als bis die Spanier dergleichen mitgebracht, die freilich weislicher gehandelt, und sie aus ihrer Erschaffungshöle heraus gelassen hätten.

Ferner bilden sie sich ein, daß einige von ihnen nach dem Tode in diese göttlichen Hölen zurück kehrten. Die Sterne, sagen sie, wären alte Indianer, die Milchstraße das Feld, wo diese alten Indianer die Strauße jagten, und die zwei südlichen Wolken die Federn der von ihnen getödteten Strauße. Sie glauben auch, daß die Schöpfung noch nicht erschöpft sey, und daß nicht alles, was geschaffen werde, auf dieser Oberwelt ans Licht komme.

Ihre Zauberer geben vor, sie sähen, wenn sie auf ihre Trommeln schlügen, und ihre mit Seemuscheln gefüllten Klapperbüchsen schüttelten, unter der Erde Menschen, Hornvieh und dergleichen, auch Gewölber voll Rum, Branntewein, Cascabels und eine Menge andrer Dinge. Es ist indessen gewiß, daß nicht alle diesen Unsinn glauben.

Die böse Gottheit nennen die Moluchen, Huecuvoe oder Huecuvu, das ist, der Wanderer draußen. Die Tehuelhets und Chechehets nennen sie Atskannakanatz, die andern Puelchen aber Valichu.

Sie glauben eine unzälige Menge Teufel, die durch die Welt giengen, und alles das Uebel verursachten, welchem Menschen und Thiere ausgesetzt sind, und diese Meinung treiben sie so weit, daß sie auch davor halten, diese unholden Mächte verursachten die Abmattung und Beschwerlichkeit, die auf lange Reisen und harte Arbeit erfolge. Ihrer Meinung nach hat jeder Zauberer zwei solcher Teufel zur beständigen Aufwartung um sich, die sie in den Stand setzten, künftige Begebenheiten vorher zu sagen; die ihnen entdecken, was in der größten Entfernung alle Augenblicke vorgeht, und sie lehreten, die Kranken durch Bekämpfung und Wegtreibung oder Besänftigung andrer Teufel, von welchen sie gequälet würden, gesund zu machen. Sie glauben auch, daß die Seelen dieser Zauberer nach ihrem Tode solche Teufel würden.

Ihr Gottesdienst bezieht sich blos auf den bösen Gott, einige besondre Ceremonien ausgenommen, die man zu Ehren der Verstorbenen anstellt. Um ihre Religionsübungen zu verrichten, versammeln sie sich in dem Zelte eines Zauberers, der, von dem Anblicke des Volks entfernt, in einem Winkel desselben versteckt ist. In diesem verborgenen Aufenthalte hat er eine kleine Trommel, eine oder zwei runde Klapperbüchsen voll kleiner Seemuscheln, und einige viereckigte Säcke von bemalten Häuten, worin ihre Zaubercharactere stecken. Er fängt die Ceremonie damit an, daß er einen entsetzlichen Lermen mit seiner Trommel und Klapperbüchsen macht. Hernach stellt er sich, als wenn er mit dem Teufel kämpfte, der ihrer Meinung nach, in ihn gefahren ist, reißt seine Augen mit schwerer Mühe auf, verzerrt seine Gesichtszüge, schäumt mit dem Munde, verdreht seine Gelenke, und bleibt nach vielen gewaltsamen und krümmenden Bewegungen, wie ein mit der fallenden Sucht behafteter Mensch, steif und unbeweglich. Nach einiger Zeit kommt er wieder zu sich selbst, als wenn er den Teufel überwunden hätte, giebt eine schmachten-

de hellklingende und klagende Stimme von sich, als wenn sie von dem bösen Geiste herkäme, von dem man wegen dieses entsetzlichen Geschreies glaubt, daß er sich selbst für überwunden erkenne, und dann beantwortet er auf einer Art von Dreifuß alle Fragen, die ihm vorgelegt werden. Ob seine Antworten richtig oder falsch sind, ist von keiner großen Bedeutung; denn im letzten Falle liegt die Schuld immer an dem Teufel. Bei allen diesen Gelegenheiten werden indeß die Zauberer gut bezalt.

Die Lebensart dieser Zauberer ist sehr gefährlich, ohnerachtet der Ehrfurcht, die man ihnen bezeigt. Denn es trägt sich oft zu, daß, wenn ein indianisches Oberhaupt stirbt, einige dieser Zauberer getödtet werden, besonders, wenn sie kurz vor seinem Tode einen Wortwechsel mit ihm gehabt haben, weil die Indianer den Verlust ihres Anführers den Zauberern und ihren Teufeln zuschreiben. Sie müssen auch bei ausbrechender Pest oder einer andern epidemischen Krankheit, wenn viele Menschen weggerafft sind, oft sehr viel ausstehen. Als nach dem Tode des Mayu Pilqui Ya und seines Volkes die Kinderpo-

cken beinahe die ganze Nation der Ehrchehets aufgerieben hatten, gab Cangapol Befehl, alle Zauberer zu tödten, damit man erführe, ob durch dieses Mittel die Krankheit nachlassen würde.

Es giebt Zauberer von beiderlei Geschlecht. Die männlichen sind genöthigt, ihr Geschlecht zu verlassen, und weibliche Kleidung anzulegen; sie dürfen auch nicht heirathen, wol aber die weiblichen. Gemeiniglich werden sie schon als Kinder zu diesem Stande aufgesucht, und man giebt denjenigen den Vorzug, die schon in ihren jugendlichen Jahren ein weibliches Betragen äußern. Man kleidet sie sodann frühzeitig in weibliche Zauberkleidungen, und giebt ihnen die Trommeln und Klapperbüchsen, die zu der Lebensart, der sie folgen wollen, gehören.

Hat vollends eine Person die fallende Sucht oder sonst eine Krankheit mit Verzuckungen, so ist sie schon ein gebohrner Zauberer, und scheint von den Teufeln selbst dazu erkohren zu seyn, ja man glaubt, daß diese sie besäßen, und alle die Verzuckungen und Verdrehungen verursachten, die den epileptischen Zufällen eigen sind.

Das Begräbniß ihrer Todten und die abergläubische Ehrerbietung, die man ihrem Andenken erweist, werden mit großen Ceremonien begleitet. Stirbt ein Indianer, so wält man eine der angesehensten Frauen unter ihnen, seinen Körper zu skeletiren, und dies geschieht auf folgende Art. Man nimmt die Eingeweide heraus, und verbrennt sie zu Asche. Dann wird das Fleisch, so sauber als möglich, von den Knochen abgelöst, und letztere so lange unter die Erde begraben, bis das noch davon gebliebene Fleisch von den Würmern ganz abgezehrt ist, oder bis sie nach dem gewöhnlichen Begräbnißorte ihrer Vorfahren gebracht werden, welches binnen einem Jahre nach dem Ableben geschehen muß, auch wol zuweilen innerhalb zweier Monate geschieht.

Diese Gewohnheit wird bei den Moluchen, Taluhets und Divihets genau befolgt, aber die Chechehets und Tehuelhets oder Patagonen legen die Gebeine auf zusammengeflochtenes Schilfrohr oder Zweige, um sie von der Sonne und dem Regen trocknen und bleichen zu lassen.

Während der Zeit, daß die Ceremonie der Skeletirung vor sich geht, gehen die Indianer,

ner, mit langen Mänteln von Häuten bedeckt und ihre Gesichter mit Ruß schwarz gefärbt, um das Zelt herum, halten lange Stangen oder Lanzen in ihren Händen, stimmen einen Klagton an, und schlagen auf die Erde, um die Vallichus oder bösen Geister wegzuscheuchen. Einige besuchen die Wittwe oder Wittwen und andre Verwandten des Verstorbenen und trösten sie. Dies geschieht aber nur von solchen, die sich Rechnung machen, etwas zu bekommen; denn es wird nichts gethan, wenn nicht eine Hoffnung des Gewinnstes vorhanden ist. Während dieses Kondolenzbesuches schreien, heulen und singen sie auf die entsetzlichste Art, brechen in Thränen aus, zerbrechen ihre Waffen, und ritzen ihre Arme und Schenkel mit spitzigen Dornen blutig. Für diese Bezeigung ihres Schmerzes erhalten sie Glaskorallen, Cascabels von Erzt und andre dergleichen Kleinigkeiten, die bei ihnen in hohem Werthe stehen. Die Pferde des Verstorbenen werden augenblicklich getödtet, damit er auf denselben nach Alhue Mapu, oder ins Land der Todten reiten könne. Nur einige wenige werden zurück behalten, den letzten Leichenpomp zu zieren, und den Verstorbenen nach seiner Grabstätte zubringen.

Die Wittwe oder die Wittwen des Verstorbenen sind verbunden, ein ganzes Jahr lang nach dem Tode ihres Mannes zu trauren und zu fasten. Dieses bestehet darin, daß sie stets in ihren Zelten eingeschlossen bleiben, ohne eine Gemeinschaft mit jemand zu unterhalten, oder anders als zur höchsten Nothdurft auszugehen. Sie dürfen ihr Gesicht, das ohnedem mit Ruß schwarz gemacht ist, und ihre Hände nicht waschen, und müssen Trauerkleider anlegen, sich des Pferde- und Kuhfleisches, und mitten im Lande, wo es viel Strauße und Guanacoen giebt, auch dieses Fleisches enthalten; sonst können sie aber alles essen. Während dieses Trauerjahrs ist ihnen nicht erlaubt, sich wieder zu verheirathen, und wenn man erfährt, daß eine Wittwe binnen dieser Zeit mit einem Manne Gemeinschaft gehabt hat, ungeachtet ihr kein geheimes Liebesverständniß mit demselben Schuld gegeben werden könnte, so haben die Anverwandten ihres verstorbenen Mannes das Recht, sie zu tödten. Niemals aber hat man bemerkt, daß die Männer zu einer solchen Art von Trauer für ihre verstorbenen Frauen verbunden gewesen wären.

Wenn sie die Gebeine ihrer Todten fortschaffen wollen, so packen sie solche in eine Haut zusammen, und legen sie auf eins von den Lieblingspferden des Verstorbenen, das zu dem Ende aufbehalten worden ist. Dieses Pferd putzen sie nach ihrer Art auf das schönste mit Mänteln, Federn und dergleichen, und reisen sodann nach dem ordentlichen Begräbnißorte, der wol dreihundert Meilen weit entfernt ist, und vollenden daselbst ihre Ceremonie.

Die Moluchen, Taluhets und Divihets begraben ihre Todten in weite viereckigte und klaftertiefe Gewölber. Die Gebeine werden zusammen gefügt, jedes an seiner gehörigen Stelle festgebunden, und sodann mit den besten, mit Knöpfen, Federbüschen und dergleichen geschmückten Kleidern bekleidet, die alle Jahre einmal ausgebessert und verändert werden. Sie sitzen alle in einer Reihe mit Schwerdt, Lanze, Bogen und Pfeilen, Trinkgeschirren und andern Dingen, deren sich der Verstorbene bei seinem Leben bediente. Diese Gewölber sind mit Querbalken oder Bäumen, Schilfrohr oder zusammengeflochtenen Zweigen, die mit Erde überschüttet werden, bedeckt. Um diese Gräber beständig in

gutem Stande zu erhalten, wird aus jedem Stamme einer alten Matrone die Aufsicht darüber anvertrauet, die dieses Berufs halber in sehr großem Ansehen steht. Ihr Amt ist, alle Jahre einmal diese traurigen Wohnungen zu öffnen, und die Skelette zu kleiden und zu reinigen. Außer diesem schüttet sie auch alle Jahre einmal einige Becher ihrer erst gemachten Chica über diese Gräber aus, und trinket selbst davon einige auf die gute Gesundheit der Todten. Diese Begräbnisse sind gemeiniglich nicht weit von ihren gewöhnlichen Wohnungen entfernt, und rings um sie her stellen sie ihre skeletirten Pferde auf die Beine und unterstützen sie mit Stöcken.

Die Tehuelhets oder südlichen Patagonen aber, gehen in vielem Betrachte hierin von den andern Indianern ab. Wenn diese die Gebeine ihrer Todten getrocknet haben, so bringen sie solche eine große Strecke weit von ihren Wohnungen weg, und nachdem sie sie in ihre natürliche Verbindung gebracht, und auf die vorbeschriebene Art geputzt haben, stellen sie sie nach der Ordnung unter Hütten und Zelten, die zu dieser Absicht errichtet sind, auf die Erde, und rings um sie her die Skelete ihrer Pferde.

Es ist keine leichte Sache, eine Art von regelmäßiger Regierungsform oder bürgerlicher Einrichtung unter diesen Indianern ausfindig zu machen. Alles, was man davon entdecken kann, scheint in weiter nichts, als einem kleinen Grade von Unterwürfigkeit unter ihre Caciken zu bestehen. Dieses Amt eines Caciken ist erblich, und wird keineswegs durch die Wal übertragen, sondern alle Söhne eines Caciken haben das Recht, die Würde ihres Vaters anzunehmen, wenn sie einige Indianer gewinnen können, ihrer Parthei zu folgen. Indeß geben sie diese Ehrenstelle, wegen des geringen Vortheils, den die Besitzer davon haben, oftmals auf.

Der Cacike hat die Macht, diejenigen zu beschützen, die sich unter seinen Schutz begeben, Friede zu bieten und Streitigkeiten beizulegen, oder den beleidigenden Theil zur Todesstrafe zu verurtheilen, ohne davon Rechenschaft zu geben; denn in diesem Betrachte ist sein Wille ein Gesetz. Sie lassen sich sogar gern bestechen, und verkaufen ihre Vasallen und Anverwandten, wenn sie ihnen gut bezalt werden. Auf ihren Befehl lagern sich die Indianer, marschiren oder reisen von einem Platze zum andern, wenn sie sich niederlassen.

lassen, jagen, oder Kriege führen wollen. Sie versammeln sie oft vor ihrem Zelte, halten Anreden an sie über ihr Verhalten, über die Bedürfnisse der Zeit, die empfangenen Beleidigungen, über die zu ergreifenden Maßregeln u. s. w. In diesen Anreden erhebt der Cacike stets seine eigne Tapferkeit und persönlichen Verdienste. Ist er beredt, so steht er in großem Ansehen; besitzt er aber diese Vollkommenheit nicht selbst, so hat er gemeiniglich einen andern, der statt seiner die Stelle eines Redners vertrit. Bei wichtigen Vorfällen, besonders wenn sie Krieg betreffen, beruft er eine Rathsversammlung, die aus den vornehmsten Indianern und Zauberern besteht, und mit dieser berathschlagt er sich über die Mittel sich zu vertheidigen oder seine Feinde anzugreifen.

In einem Hauptkriege, wenn sich viele Nationen gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen, erwälen sie aus den ältesten oder berühmtesten ihrer Caciken einen Oberbefehlshaber, den sie Apo nennen. Diese Ehrenstelle, ob sie gleich durch die Wal bestimmt wird, ist bei den südlichen Völkerschaften, in der Familie des Cangapol, seit vielen Jahren auf gewisse Weise erblich gewesen. Er

war der Heerführer der Tehuelhets, Chechehets, Huillichen, Pehuenchen und Divihets, wenn sie ihre Macht zusammen vereinigten. Gemeiniglich schlagen sie ihr Lager in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen von dem Lande ihrer Feinde auf, um nicht entdeckt zu werden, und schicken Spionen aus, um die Plätze, die sie angreifen wollen, in Augenschein nehmen zu lassen. Diese verstecken sich des Tages, des Nachts aber kriechen sie aus ihren Schlupfwinkeln heraus, und bemerken sich mit größter Genauigkeit jedes Haus, jeden Meierhof der umher zerstreut liegenden Dörfer, die sie zu überfallen willens sind, dergestalt, daß sie von ihrer Beschaffenheit, der Anzal ihrer Einwohner und ihrer Vertheidigungsmittel hinlängliche Nachricht ertheilen können. Wenn sie sich davon unterrichtet haben, so wird die Nachricht der Hauptarmee mitgetheilt, die alsdann den Vollmond abwartet, um auf dem Marsche zum Angrif Hellung zu bekommen. Wenn sie den Ort bald erreicht haben, theilen sie sich in kleine Haufen, wovon jeder beordert ist, ein Haus oder einen Meierhof anzufallen. Einige Stunden nach Mitternacht thun sie sodann den Angriff, tödten alle Männer, die sich

widersetzen, und führen die Frauen und Kinder mit sich in die Sclaverei. Die indianischen Frauen folgen ihren Männern mit Prügeln, Kugeln und zuweilen Schwerdtern nach, verheeren und plündern alles, was sie in den Häusern finden, Kleidungen, Hausrath, und was ihnen nur von Nutzen zu seyn dünkt. Sodann kehren sie mit Beute beladen, so geschwind als möglich, wieder zurück, und ruhen nicht eher aus, als bis sie eine große Strecke entfernt, und ganz außer Gefahr sind, von ihren Feinden eingeholt zu werden, welches manchmal hundert Meilen weit von dem überrumpelten Orte ist. Hier machen sie Halt, und theilen ihre Beute, wobei es selten ohne große Misvergnügen bei einem oder dem andern unter ihnen abgeht, die sich oft mit Zänkereien und Blutvergießen endigen.

Zuweilen führen sie auch eine Art von fliegenden Kriegen mit kleinen Lägern, deren jedes aus funfzig bis hundert Mann besteht. In diesem Falle greifen sie aber nicht ganze Flecken an, sondern nur einzelne Häuser und Bauernhöfe, und dieses verrichten sie in der größten Eilfertigkeit, und entfernen sich wieder, sobald es möglich ist.

Nichts desto weniger haben die Caciken dennoch die Gewalt nicht, Schatzungen aufzulegen, ihren Vasallen das geringste wegzunehmen, oder sie ohne Bezalung zur Uebernehmung der kleinsten Bedienung zu zwingen. Im Gegentheil sind sie verbunden, ihren Vasallen mit großer Leutseligkeit und Gelindigkeit zu begegnen, und zuweilen ihren Bedürfnissen abzuhelfen, wenn sie nicht wollen, daß sie den Schutz eines andern Caciken suchen sollen. Aus diesem Grunde weigern sich viele Caciken, dergleichen Vasallen zu halten, da sie ihnen so theuer zu stehen kommen, und sie am Ende dennoch wenig Vortheile von ihnen haben. Kein Indianer oder Gesellschaft von Indianern kann nach ihrem Völkerrechte ohne Schutz eines Caciken leben; und wenn sich welche unterstünden, dies zu thun, so würden sie ohnfehlbar getödtet oder als Sclaven fortgeführt werden, sobald man es erführe.

Im Fall einer von dem andern beleidigt wird, sucht er, ohnerachtet des Ansehens des Caciken, nach seinen möglichsten Kräften selbst Rache an dem Beleidiger zu nehmen. Ausser der Bezalung oder Ersetzung des Unrechts oder Schadens durch einige bei ihnen im Werth stehende Dinge, (denn sie haben kein Geld,) wis-

sen

sen sie von keiner Bestrafung oder Genugthuung, und strafen nur am Leben. Wenn aber die Beleidigung nicht sehr groß, und der Beleidiger arm ist, so schlägt ihn der beleidigte Theil gemeiniglich mit seiner steinernen Kugel auf den Rücken und in die Seiten. Ist aber der Beleidiger zu mächtig, so läßt man ihn zufrieden, es wäre denn, daß sich der Cacike ins Mittel legte, und ihn zur Genugthuung zwänge.

Die Kriege, in welche sich die verschiedenen Nationen unter einander und mit den Spaniern einlassen, entstehen zuweilen aus den ihnen zugefügten Beleidigungen, die sie sehr heftig zu vergelten suchen, öfterer aber aus Mangel der Lebensmittel, oder aus Begierde zu plündern.

Obgleich die verschiedenen Nationen immer unter einander selbst in Streit leben, so verbinden sie sich doch oft zusammen wider die Spanier, und wälen einen Apo oder Heerführer, der über die vereinigte Armee befiehlt. Zu einer andern Zeit führt eine jede Nation unter sich selbst Krieg. In den Kriegen mit den Spaniern in Buenos Ayres sind die Moluchen Hülfsvölker, und die Feldherren werden aus den Puelchen erwält, weil diese bes-

ser

ser in diesem Lande bekannt sind. Aus eben dieser Ursache wurden die Feldherren in den Kriegen mit den Spaniern in Chili aus den Caciken der Moluchen genommen.

Ihre Heirathen werden durch den Kauf geschlossen. Der Mann kauft seine Frau von ihren nächsten Anverwandten, und oft für einen theuren Preis an Knöpfen, Caseabels, Kleidern, Pferden und andern Dingen, die sie sehr im Werthe halten. Oft handeln sie um ihre Frauen, und bezalen einen Theil des Preises für sie, wenn diese noch sehr jung, und erst nach einigen Jahren zum Ehestande fähig sind. Jeder Indianer kann so viel Frauen haben, als er kaufen und ernähren kann. Wittwen und Waisen hingegen sind sich selbst überlassen, und es kann sie bekommen, wer nur will; die übrigen sind genöthigt, den Kauf abzuwarten, der oftmals wider ihre Neigung erfolgt, oder sie werden fortgeschleppt und zum Gehorsam gezwungen. Selten trifft es, daß ein Indianer mehr als eine Frau hat, ob es gleich einige giebt, die zwei oder drei zu gleicher Zeit gehabt haben, besonders die Elmens, Yas oder Caciken. Die Ursache davon ist, damit sie nicht so sehr mit Frauen überladen werden, und diese, die sie

haben, sind so theuer, daß viele gar keine Weiber haben.

Sie bedienen sich wenig oder gar keiner Ceremonie bei ihrer Verheirathung. Zu der festgesetzten Zeit führen die Eltern das Mädchen in die Wohnung ihres Bräutigams und übergeben sie ihm, oder er geht, und nimmt sie ihren Eltern als sein Eigenthum hinweg, und zuweilen kommt sie auch wol von sich selbst, wenn sie gewiß weiß, daß sie gut aufgenommen wird. Am folgenden Morgen wird sie vor Aufstehenszeit von ihren Anverwandten besucht, und findet man sie da mit ihrem Bräutigam im Bette, so ist die Heirath vollzogen. Aber obgleich viele Heirathen von Seiten der Frauen aus Zwang geschehen, so werden sie doch öfters vereitelt. Die Widerspenstigkeit der Frau ermüdet zuweilen die Geduld des Mannes, der sie sodann wieder wegbringt, oder an diejenige Person verkauft, auf die sie ihre Neigung geworfen hat; selten aber schlägt er sie oder begegnet ihr übel. Manchmal entläuft sie ihrem Manne und begiebt sich zu ihrem Liebhaber, der, wenn er mächtiger oder von einem höhern Range ist, als der Mann, diesen nöthiget, die Beschimpfung einzustellen, und in den Verlust seiner Frau ein-

zuwil-

zuwilligen, im Fall nicht ein mächtigerer Freund des Mannes den Liebhaber nöthiget, ihm die Frau wieder zu überliefern, oder die Sache auf irgend eine Art zu vergleichen. Und in dergleichen Fällen sind sie gemeiniglich sehr nachgiebig.

Die Frauen, die ihre Männer einmal angenommen haben, sind gewöhnlich sehr treu und arbeitsam. In der That ist ihr Leben eine immerwährende Arbeit; denn ausser der Ernährung und Erziehung ihrer Kinder, sind sie noch schuldig, alle Arten schwerer Arbeit zu verrichten. Kurz, sie thun alles, ausser jagen und streiten, ja sie unterziehen sich zuweilen wol gar auch diesen Beschäftigungen. Die Besorgung aller die Haushaltung betreffenden Dinge ist lediglich ihnen überlassen: sie holen Holz und Wasser, richten die Speisen zu, verfertigen, bessern und reinigen die Zelte, machen ihre Kleider aus Häuten und nähen sie zusammen. Aus andern geringern Fellen verfertigen sie ihre Mäntel oder Carapas, und spinnen und machen Ponchas oder Macuns. Wenn sie reisen, so tragen die Frauen alles, auch sogar die Zeltstangen, die sie auch selbst aufrichten und wieder abreissen müssen, so oft es die Umstände erfordern. Sie laden die

Bagage auf und ab, legen sie zurecht, satteln die Pferde und tragen die Lanzen vor ihren Männern her. Weder Krankheit noch Schwangerschaft kann ihnen zur Entschuldigung dienen, sich der einmal festgesetzten Arbeiten zu entziehen, und sie sind so strenge an die Verrichtungen ihrer Schuldigkeit gebunden, daß ihnen ihre Männer bei keiner Gelegenheit oder im äußersten Elende beistehen können, ohne sich der größten Schande auszusetzen. Frauen von Stande, oder solchen, die mit Caciken verwandt sind, erlaubt man, Sclaven zu halten, die ihnen die schwersten Arbeiten erleichtern. Wenn sie aber keine Sclaven halten dürfen, so müssen sie sich, eben so wie die übrigen, die nemlichen Beschwerlichkeiten gefallen lassen.

Das Geschäfte des Mannes ist, für Nahrungsmittel zu sorgen, welche gemeiniglich in Fleisch von Pferden, Straußen, Guanacoen, Hasen, wilden Schweinen, Armadillen, Antas, oder was das Land sonst hervorbringt, bestehen. Er muß seiner Frau Häute zur Verfertigung der Zelte und Kleidungen verschaffen, ob gleich diese für ihre Männer oft Kleidungen oder Mäntel von europäischen Zeugen, auch Ohrengehänge, Cascabels und große gläserne

ferne Korallen von himmelblauer Farbe, die bei ihnen in großem Werthe stehen, von den Spaniern einhandeln. Sie vertauschen oft für vier Schnuren solcher Korallen, die ohngefehr vier Pence kosten, einen Poncho oder Mantel von ihren kleinen Fuchspelzen, die so schön und fein wie Hermelin sind, und wovon ein jeder fünf bis sieben Thaler werth ist.

Die Moluchen halten sich, um Wolle zu bekommen, einige Heerden Schafe, und säen nur sehr wenig Getreide aus. Die Puelchen hingegen leben blos von der Jagd, zu welcher Absicht sie eine große Menge Hunde, die sie Tshua nennen, unterhalten.

Ohnerachtet ihre Ehen blos auf ihrem Willen beruhen, so verlassen sich dennoch beide Theile, wenn sie sich einmal ihr Wort gegeben und Kinder haben, sogar im höchsten Alter nur selten. Der Mann schützt seine Frau gegen alle Beleidigungen, und nimmt ihre Partei, sogar wenn sie Unrecht hat, welches beständig zu Streitigkeiten und Blutvergiessen Anlaß giebt. Diese Parteilichkeit hindert ihn aber nicht, ihr insgeheim es zu verweisen, daß sie ihn in die Streitigkeiten durch ihre Schuld verwickelt habe. Er schlägt sie selten, und wenn er sie im Ehebruch ertappt, so

geht es lediglich über den Verführer her, den er mit großer Strenge bestraft, wofern dieser nicht die angethane Schande durch ein theures Geschenk wieder tilget. Sie beobachten in diesem Stücke den Wolstand so wenig, daß sie vielmehr ihre Frauen oft auf Befehl ihrer Zauberer auf die abergläubigste Art in die Wälder schicken, und sie dem ersten, der ihnen begegnet, Preis geben. Es giebt aber dennoch Frauen, die sich weigern, den Willen ihrer Männer und Zauberer zu vollbringen.

Sie erziehen ihre Kinder in einer lasterhaften Nachsicht ihrer Begierden. Die Tehuelhets, oder südlichen Patagonen, treiben diese Thorheit bis zur größten Ausschweifung, und das alte Volk geht von einem Orte zum andern, und verändert beständig seine Wohnungen, blos dem Eigensinne seiner Kinder zu gefallen. Folgende Erzählung kann einen Begriff geben, zu welchem Grade der Thorheit sie diese Kinderliebe treiben. Wenn ein Indianer, und sogar ein Cacike, den Entschluß faßt, seine Wohnung sammt seiner Familie anders wohin zu verlegen, und die Horde, zu der er gehört, nicht mit ihm wegziehen will, so ist die Gewohnheit, eins von seinen Kindern zu nehmen, und vorzugeben, man liebe es so sehr,

daß

daß man es unmöglich von sich lassen könne, und durch dieses Mittel wird der Vater auf andre Gedanken gebracht, und entschließt sich da zu bleiben. Alsdann geben sie ihm sein Kind wieder, und anstatt sie dieses Verfahrens halber zu tadeln, erfreut er sich vielmehr, daß sein Kind so ungemein geliebt wird.

Die Wittwe eines tehuelischen Caciken, deren Ehegatte verrätherischer Weise in Friedenszeiten von den Spaniern war getödtet worden, entschloß sich, die Stadt und die Missionarien zu verlassen, und weder Bitten noch Ueberredungen vermochten sie von dieser Entschliessung zurück zu halten. Sie hatte einen Sohn von ohngefehr sechs Jahren, der die Missionarien, wegen der Geschenke, die sie ihm an Brod, Feigen, Rosinen u. s. w. zu geben pflegten, sehr lieb gewonnen hatte. Als dieser hörte, daß ihn seine Mutter mit sich wegführen wollte, weigerte er sich mit zu gehen, und verlangte, zu den Vätern gebracht zu werden. Die Mutter, der die Traurigkeit ihres Kindes zu Herzen gieng, entschloß sich augenblicklich an diesem Orte zu bleiben, und nahm kurz darauf die christliche Religion an.

Diese Indianer haben eine sonderbare Tracht. Die Männer gehen beständig in blos-

sen Köpfen, ihre Haare aber binden sie hinten auf, so daß das unterste in die Höhe geschlagen ist. Oft befestigen sie solche ganz knapp oben auf dem Kopfe mit einem breiten bunten wöllenen Gürtel von wunderbarer Arbeit. In ihren Zelten tragen sie Mäntel von zusammengenäheten Thierhäuten. Unter diesen sind die, die aus Häuten von jungen Füllen und Pferden bestehen, die wolfeilsten. Die Mäntel aber von der Haut eines kleinen stinkenden Thieres, das sie Yaguane nennen, und unsrer wilden Katze ähnlich ist, haben vor jenen den Vorzug. Dieses Thier ist von einer dunkeln schwarzbraunen Farbe, mit zwei langen breiten Streifen auf beiden Seiten seiner Ribben; seine Haare sind weich und fein.

Das Fell des Coipu, oder der Fischotter, steht mit dem Felle des Yaguane, oder Maikel, in gleichem Werthe. Der Kopf, das Maul und die Zähne dieses Thiers haben eine große Aehnlichkeit mit den Kaninchen. Sein Fell ist lang und fein, und so gut wie das Bieberfell. Es vergräbt sich an den Ufern der Flüsse in Hölen, die aus einem oder zwei Stockwerken bestehen, und nährt sich von Fischen; es hat einen langen runden Schwanz, der bis ans

Ende

Ende immer spitziger wird, und sein Fleisch ist gut zu essen.

Die Mäntel, die aus Guanacoefellen gemacht werden, sind in viel größerem Werthe, als alle die vorerwähnten, wegen ihrer Wärme, Feinheit der Wolle und langen Dauer. Aber die schätzbarsten unter allen sind die Mäntel, die aus den außerordentlich sanften und schönen Fellen der kleinen Füchse gemacht werden. Sie sind vielfarbig grau, mit einer rothen Kante, aber nicht so dauerhaft, wie die Guanacoefelle.

Sie verfertigen und weben auch feine Mäntel von wollenem Garne von allerhand bunten Farben, die, wenn sie um den Leib geschlagen werden, ihnen von den Schultern bis an die Waden reichen. Unter diesen tragen sie etwas kleinere von eben der Art, die sie um den Unterleib schlagen, und ausser diesen dreizipfliche schmale lederne Schürzen, statt der Beinkleider, wovon sie zwei Enden um den Leib herum zusammen, und das dritte Ende zwischen den Beinen hindurch hinten fest binden. Sie machen auch Mäntel von rothen Zeugen, z. B. Perpetuel, welche sie nebst Hüten, die sie sehr gern, besonders zu Pferde, tragen, von den Spaniern kaufen. Sie zieren

dieselben mit himmelblauen Korallen, und binden eine oder zwei Reihen davon um Hals und Arme. Sie malen ihre Gesichter auf das häßlichste, bald roth, bald schwarz, und bilden sich dabei ein, sie erhielten dadurch eine besondere Schönheit.

Wenn sie reiten, so bedienen sie sich statt des vorerwähnten Mantels eines andern, der mit allerlei Figuren gezieret ist. Er ist ganz zugenähet, und hat nur eine Oeffnung in der Mitte, daß sie mit dem Kopfe durchkriechen können. Er reicht ihnen bis an die Knie, manchmal auch bis an die Füße herab. Männer und Frauen tragen eine Art Stiefeln oder Strümpfe, die aus den Häuten von den Vorder- und Hinterschenkeln der Pferde und Füllen gemacht werden. Zu dem Ende ziehen sie die fetten und innern Häutchen ab, bestreichen sie, wenn sie getrocknet sind, mit Fett, machen sie sodann durch Zusammenreiben geschmeidig, und legen sie an, ohne sie vorher zuzuschneiden.

Ihre Kriegsrüstung besteht aus einem Helm, in Form eines herunter geschlagenen Hutes, von doppelt über einander genäheter Ochsenhaut, und einem Waffenrocke. Dieser ist ein weiter Rock mit engen und kurzen Ermeln, der wie ein Hemd gestaltet ist und übergeworfen

wird,

wird, und aus drei- oder vierfach zusammen genäheten Antashäuten geschnitten ist. Dieser Waffenrock ist sehr schwer, und stark genug, Pfeilen und Lanzen zu widerstehen, ja viele halten ihn sogar für schußfrei. Er geht hoch über den Hals hinaus, und bedeckt beinahe Augen und Nase. Zu Fuße bedienen sie sich eines großen schweren viereckten Schildes von Ochsenhäuten. Ihre Waffen bestehen in einem kurzen Bogen und mit Knochen zugespitzten Pfeilen. Die Tehuelhets und Huillichen vergiften zuweilen die Spitzen mit einer Art Gift, wovon die Verwundeten zwei bis drei Monate lang nach und nach sich abzehren, bis sie zuletzt, Skeleten ähnlich, sterben. Sie führen auch eine Lanze von vier bis fünf Yards in der Länge, die von einem festen Rohre, das an den Cordilleras wächst, gemacht wird, viele ohngefehr vier bis fünf Zoll aus einander stehende Absätze hat, und mit einer eisernen Spitze versehen ist. Sie bedienen sich auch der Schwerdter, wenn sie welche von den Spaniern bekommen können; man trifft sie aber gemeiniglich nur sehr selten an. Eine andre Art Waffen, die dieser Nation noch besonders eigen ist, sind die Kugeln oder grossen runden Steine, denen sie diese Form

durch

durch das Widereinanderschlagen geben, und die ohngefehr vier Zoll im Durchschnitte haben. Sie bestehen gröstentheils aus Kieselsteinen; man hat aber auch welche gesehen, die aus dem Innern des Landes kamen, und aus einer Art von Erzt, das einem feinen hellen Kupfer glich, gemacht waren. Es giebt auch noch andre dergleichen Kugeln, deren Masse in einer Art Eisenstein besteht.

Von diesen Kugeln haben sie zwei oder drei Arten. Diejenige, deren man sich am meisten im Kriege bedient, ist eine einzelne runde Kugel, ohngefehr ein Pfund schwer, an welche sie eine schmale aus Häuten geschnittene oder aus Sehnadern gedrehete Schnur befestigen. Damit schleudern sie ihren Gegnern dergestalt wider die Köpfe, daß die Hirnschale davon entzwei geht, und die Kugelschnur und alles mit sich fortnimmt. Die andre Art wird verschiedentlich im Kriege und auf der Jagd gebraucht. Sie besteht, wie die vorigen, aus zwei Kugeln, die mit Leder überzogen, und an die beiden Enden eines drei bis vier Yards langen ledernen Riemens befestigt sind. Die eine Kugel stoßen sie in die Hand, schwenken die andere drei- bis viermal über ihren Kopf, schleudern sie sodann und umwickeln damit diejenigen, welche sie

treffen.

treffen. Sie können sie mit einer solchen Geschwindigkeit schleudern, daß sie einen Reiter damit gleichsam aufbinden können. Sie haben auch auf diesen Wurf dergestalt ausgelernt, daß sich die Schnur, wenn sie jagen, rings um den Hals des Thieres schlingt, und die Kugeln zwischen den Vorderfüßen herab hängen, und es auf solche Weise zugleich getroffen, gefallen und gefangen ist.

Zuweilen, besonders beim Jagen, bedienen sie sich zwei kleiner Kugeln, die sie mit zwei Riemen, deren jeder ein Yard lang ist, an den Riemen, woran die größere Kugel gebunden ist, befestigen, um ihre Beute desto besser umschlingen zu können. Wenn sie Strauße, Hirsche oder Guanacoen jagen wollen, so nehmen sie Kugeln, die noch kleiner als diese sind. Sie sind von Marmor, wol geglättet, und an eine Schnur von Sehnadern gebunden.

Die Frauenzimmer haben keinen Kopfputz, sondern nur zwei an beiden Seiten herabhängende lange Haarzöpfe. Sie tragen Ohrgehänge von viereckten kupfernen Platten, ohngefehr zwei bis drei Zoll breit, und eben so lang, wovon ein Stück von dem nemlichen Metall, wol geschlagen, angefügt ist, um zu verhüten, daß sie ihre Ohrläppchen, die sehr weit durch-

bort

bort sind, nicht zerschneiden. Sie tragen auch Schnuren himmelblauer Korallen um Hals, Arme und Schenkel.

Ihre Mäntel sind eben so beschaffen, wie die Mannsmäntel; aber sie schlagen das eine Ende um den Hals, heften es vorn an der Brust mit einer kupfernen Nadel zusammen, und wickeln den übrigen Theil rund um ihren Unterleib, so, daß er bis auf die Schenkel herabfällt. Sie tragen auch eine kurze Schürze, die unter dem Mantel um den Leib gebunden ist, und ein wenig über die Knie reicht. Sie ist aus buntem Garn zusammen gewebt, und hat von oben bis unten hin Streifen von allerhand Farben. Wenn sie reiten, so setzen sie Strohhüte auf, die wie ein breiter niedriger Zuckerhut, oder wie die chinesischen Hüte gestaltet sind. Ihre Stiefeln sind von eben der Art, wie sie die Männer tragen.

Die Sprachen dieser Indianer sind von einander unterschieden. Die Moluchische ist unter allen die zierlichste und faßlichste. Sie ist wortreicher und zierlicher, als man es von der Sprache eines ungebildeten Volks erwarten sollte.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU
ELBLĄSKA BIBLIOTEKA